

Das östliche Dorf

*Bruno Schmalek
1928*

Professor Bruno Schmalek/Beuthen

Holzchnitt aus dem Mappenwerk
„Das östliche Dorf“ 1928

Bruno Schmialek, ein oberschlesischer und ostdeutscher Holzschneider

Von Prof. Dr. Bruno Ehrlich

In seinem Buche „Zwischen Sphinx und Gral“ (Stuttgart, Goetheanum-Verlag 1922, S. 33) sagt Ernst Uehli: „Das heutige echte Künftlertum ist von einem Geist ergriffen, der verwandt ist mit demjenigen Johannes des Täufers. Die Gebärde dieser neuen Innerlichkeit sagt: in mir ist ein Altes, ein Überliefertes im Abnehmen, ich muß mich umsehen nach einem völlig Neuen, nach einem Wachsenden.“

In der Tat sieht sich der wahre Künstler heute auf diesen Weg hingewiesen. Was man früher „Schule“ nannte, ist in einem Zeitalter, das die Individualität zur höchsten Entwicklung gesteigert zeigt, ein überlebter Begriff. Freilich liegt hierin auch eine große Gefahr. Wie das überspannte Nationalgefühl zu einer Gefahr für den Völkerfrieden, das übertriebene Parteigefühl zu einer solchen für die innenpolitische Entwicklung eines Landes wird, so wird auch der aus einem starken Ichgefühl erwachsende Freiheitsdrang zu einer Gefahr für eine gedeihliche Entwicklung der Kunst. Das lehren die vielen Auswüchse einer revolutionär gewordenen Kunst, die das Alte ignoriert und unter allen Umständen Neues bringen will, Neues aber, das oft manieriert ist und dem der Stempel des Echten, der wahren Größe fehlt.

Von diesem Fehler hat sich der oberschlesische Künstler Bruno Schmialek freizuhalten gewußt. Er hat das richtige Empfinden, daß man das Alte, auch wenn ihm nicht mehr die befruchtende Kraft früherer Zeiten innewohnt, nicht einfach ignorieren und beiseite schieben darf, daß man es dem Zeitgeist entsprechend umwandeln muß. Man kann heute nicht mehr Gotik, man kann nicht Barock nachschaffen, ja, man kann heute auch nicht mehr im Geiste eines Menzel malen oder zeichnen. Aber man kann — und hier liegen gerade die Möglichkeiten für eine gesunde Weiterentwicklung der Kunst — aus dem Zeitgeist der Gegenwart heraus das Alte umwandeln. Diese Umwandlung, die aus innerem Erleben heraus erfolgen muß, ist dasjenige, was Uehli als „Täufer-Stimmung“ bezeichnet. Eine Umwandlung von innen heraus kann aber nur aus dem Reiche des Geistigen kommen. Insofern ist der Materialismus, der das Geistige

leugnet, ein Feind echter Kunst. Nur durchgeistigte Kunst ist wahre Kunst. Der Künstler muß zu seinen Werken inspiriert werden, er muß bei seinem Schaffen den Hauch aus geistigen Welten verspüren. In diesem Geiste schafft Bruno Schmialek, und so ist er zu einer künstlerischen Höhe und Reife gelangt, die ihm schon heute weit über seinen Wirkungskreis hinaus einen achtungsvollen Namen verschafft hat.

In Oberschlesien 1888 geboren, ist Bruno Schmialek im Beruf zuerst einige Jahre als Volksschullehrer tätig gewesen. Dann besuchte er die Kunstakademie in Breslau und bestand dort die Staatsprüfung. Von 1923 an wirkte er als Oberzeichenlehrer am Staatlichen Gymnasium in Elbing und wurde 1930 als Professor an die neugegründete Pädagogische Akademie in Beuthen berufen. In seiner künstlerischen Tätigkeit hat er sich als Maler in Aquarell und Öl erfolgreich betätigt. Für die Kirche seines Heimatdorfes hat er ein Altarbild gestiftet, auf dem er die Heilige Barbara, die Schutzpatronin der Bergleute, gemalt hat. Besonders liegt ihm die Darstellung der ostdeutschen Landschaft. Die malerische Haffküste mit ihren Steilabfällen, die Dünenlandschaften am Ostseestrand, die Niederung mit ihren zahllosen Wasserläufen, ihren weiten Wiesenflächen, ihren Weiden und Windmühlen boten ihm immer wieder künstlerische Anregung, nicht weniger aber auch die ostpreussischen Städte, in erster Linie die Hansestadt Elbing mit ihren altertümlichen Gassen und Winkeln, Giebeln und Beischlägen.

Seine Hauptstärke aber zeigte sich im Holzschnitt. In diesem kommt auch besonders seine individuelle Veranlagung zum Ausdruck. Hier ist er von den ersten suchenden Anfängen an bis zu der sich immer steigenden Vollendung ganz er selbst. Es war für den teilnehmenden Beobachter ein Erlebnis, wie der Künstler sich in die Technik des Holzschnitts einfühlte, wie er mit sich und seiner Kunst rang, wie er diese immer vollender und reifer gestaltete. So erarbeitete er sich unter vielen Versuchen die Gestaltung des Hintergrundes, der anfangs völlig neutral gehalten war, während er sich später immer mehr zu einem gleichberechtigten und gleichwertigen Gliede des Ganzen entwickelte. Auch die Behandlung der Flächen wurde in der Abtönung von Licht und Schatten immer feiner und abwechslungsreicher, so daß die dem Holzschnitt an sich anhaftende Einförmigkeit von Schwarz und Weiß in wohlthuender Weise gemildert wurde.

Nach der Ausdruckskunst der letzten Jahrzehnte, die ihr letztes Ziel im Ausdruck der Form sah und nur diese erstrebte, den Inhalt als belanglos hinstellte, erfuhr in Schmialeks Holzschnitten der Inhalt des Kunstwerkes, das „Was“ der Darstellung, eine stärkere Berücksichtigung, während die Eigenform des Künstlers noch in der Vorranghaftigkeit blieb. Diese Eigenform des Künstlers ist unverkennbar, durchaus persönlich und nur ihm zugehörig. Ein Streben nach Größe und Monumentalität ergibt sich beim Betrachten dieser Blätter, und zugleich zeigt sich der Grundsatz, alles Nebensächliche,

was den Ausdruck schwächen würde, fortzulassen. Das läßt sich besonders in seinen frühen Holzschnitten beobachten, die in einer Sondermappe des Greifenverlags in der Sammlung „Kunst der Jugend“ herausgegeben sind, es zeigt sich auch in seinem 1925 geschnittenen „Redner“ (s. Abb.). Dieser Holzschnitt ist auch schon charakteristisch dafür, wie Schmialek die seelische Haltung auf Kopf und Hände konzentriert und tunlichst nur diese in großer Form gibt. Selten schneidet er eine ganze Gestalt in seinen Tafeln, es sei denn, wie bei dem „Treidler“, die Notwendigkeit dazu bedingt durch den beabsichtigten Ausdruck. Es zeigt sich hier der Widerspruch zur vergangenen Künstlergeneration, die Ausdruck nur in der Form der Linie und Fläche suchte. Hier liegt er im Festhalten des Wesentlichen und im Differenzieren der Geste und des Mienenspiels. Zugleich erhält das Gedankliche in den Blättern von Schmialek, gemessen an dem Werke der Graphiker der „Brücke“, der führenden Künstler des sogenannten Expressionismus, eine erhöhte Bedeutung.

In dieser Beziehung sind zwei große Serienwerke des Künstlers bemerkenswert, „Der Altar“ und „Feme“. In diesen beiden reifen Werken wird der Künstler auch zum Erzieher. Er legt gewissermaßen die Hand in schwärende Wunden des Volkes, zumal des ostdeutschen Volkes, dessen Volkskörper noch nicht zerwühlt ist von den zersetzenden Kräften der Überkulturen des Westens.

Die 8 Blätter „Der Altar“ mit dem Untertitel „Die Heiligen meiner Zeit“ sind eine Satire auf die vergiftenden Zivilisationserscheinungen unserer Zeit. Die „Revue“ mit ihrer geilen Nacktheit und den grinsenden Niggertypen, der „Boxer“ mit seinem marktschreierischen Manager und der Reklametrommel, die „Stoppuhr“ mit dem sinnlosen Kampf um die $\frac{1}{10}$ Sekunde, der „Schmalz“ im Film mit seiner Verlogenheit — alles ist aktuell und in geistvoller Weise ausgeführt.

Die „Feme“ (s. Abb.) zeigt in ihrer Blätterfolge das tragische Los des Fememörders, eines Opfers sinnloser politischer Verhezung. Wie von Furien verfolgt, jagt er dahin. Alle Dinge der Umwelt schreien ihm seine Tat zu, von allen Dingen wähnt er sich beobachtet; Fenster, Türen, Reklamesäulen werden Lebewesen, die ihn anklagen, der Spiegel zeigt ihm sein verzerrtes Anklitz — alles in schärfster Konzentration, eine Folge von erschütternden Bildern und ergreifendster Dramatik.

Eine ganz andere Stimmung atmen die Blätter des zwischen „Altar“ (1926) und „Feme“ (1929) geschnittenen Folge „Das östliche Dorf“ (1928). Sie versetzen uns in die östliche Landschaft, unter das östliche Volk. Ernst und tief ist die Auffassung in diesen Holzschnitten, die wohl, vom rein künstlerischen Standpunkt betrachtet, das Reifste sind, was Schmialek bisher geschaffen hat.

Wer den Osten Deutschlands richtig verstehen will, der muß persönlich unter dem eigenartigen Bann einer sich hier zeigenden Vermischung zweier einander wesenfremden

Kulturen gestanden haben. Ob es Oberschlesien oder Masuren ist — in beiden Landschaften haben sich die slavischen Teile der Bevölkerung seit Jahrhunderten, ehe sie verhegt wurden, gern die Befruchtung durch deutsche Zivilisation gefallen lassen; hier hat eine Vermählung zweier Volksseelen stattgefunden, deren Frucht eine ganz eigenartige Mischkultur ist. Diese Mischkultur hat Schmialek in seiner Kindheit schon erlebt, er hat sie als reifer Mann im ostpreussischen Masuren in ähnlicher Weise wiedergefunden und in seinen Holzschnitten meisterhaft zur Darstellung gebracht.

Einfache Menschen sind es, die der Künstler hier darstellt, Menschen in ihrer Abhängigkeit vom Kosmischen, ihrer Gebundenheit an die Scholle und tiefen Religiosität. Erschütternd ist das Blatt „Allerseelen“ (s. Abb.). Das Licht vor sich hertragend, in sich gekehrt, von seiner ernst sinnenden Frau gefolgt, schreitet der Alte über den verschneiten Dorffriedhof. Eine tiefe Melancholie liegt darin, gesteigert noch durch die im Hintergrund sich erhebende Schrothholzkirche, gesteigert auch durch die ihre gestutzten Äste wie klagend emporreckenden Weiden. Die Weide findet sich immer wieder in den Holzschnitten Schmialeks; ihr alljährlich erneutes Ringen erinnert ihn wohl an das Ringen der leidenden Menschheit, das bei ihm so oft Gegenstand der Darstellung ist.

Ein anderes Bild: „Feierabend“ (s. Abb.). Mann und Frau sitzen nach der Tagesarbeit zusammen am Zaun. Er spielt Harmonika, sie singt. Dieser Friede, ja eine gewisse Andacht in beider Mienen. Alles scheint in diesem Bilde mit den Klängen der Harmonika, mit dem Schwingen der beiden Seelen in gleichem Rhythmus mitzuschwingen, der Bretterzaun, der wieder durch Weiden markierte Weg, die die Landschaft abschließende Hügelkette, die sich darüber schwingenden Wolken.

Von unendlicher Tragik das Blatt „Auswanderer“. Bekümmert und doch in ihr Schicksal fromm ergeben, ziehen sie dahin, die armseligen Gestalten, mit ihrer dürftigen Habe. Der Schienenstrang hinter ihnen weist in die weite Ferne, in der sie ihr Glück zu finden hoffen. Was wird die Zukunft ihnen bringen?

Ein unendlicher Zauber ruht auf dem Blatt, auf dem der Künstler einen Hirten inmitten seiner Ruhherde zeigt. Duftige Blumen sprießen auf der saftigen Weide. Mit welcher Liebe, welcher Zartheit hat sie der Künstler in das Holz geschnitten!

Dann wieder zwei Bilder, aus dem Volksleben herausgegriffen, „Der Dorfkrug“ (s. Abb.) und „Der Markt“ (s. Abb.). Auf dem ersten Blatt in wunderbarer Komposition — zwei Diagonalen — Gruppen von Zechenden. Stark realistisch, das Abstoßende durch köstlichen Humor gemildert. Auf dem andern Blatt ein jüdischer Händler, umringt von gespannt lauschenden und schauenden Käufern, denen er seine Holzpantoffeln anpreist, feierlich wie zum Schwur die Hand erhebend. Auch hier ist das Abstoßende der Volkstypen durch den virtuosen Ausdruck des Seelischen gemildert. Und so ist jedes dieser Blätter psychologisch aufs feinste durchgeführt.

Der knappe Raum gestattet es nicht, noch auf Einzelblätter, deren der Künstler eine große Zahl geschnitten hat, näher einzugehen. Auch unter ihnen befinden sich viele, die in ihrer Technik und ihrer oft erschütternd wirkenden Dramatik zu dem Besten gehören, was von der modernen Holzschnidekunst geleistet worden ist. So „Die Beichte“, „Die Heimkehr des verlorenen Sohnes“, „Der Bettler“, „Die Madonna der Straße“, „Der Kranke“ und viele andere.

Die Kunst Schmialeks in seinen Holzschnitten ist keine, die sich durch Darstellung des Schönen empfiehlt. Ja, es ist sogar möglich, daß sich mancher von der Darstellung des Häßlichen in seinen Bildern zunächst abgestoßen fühlt. Was aber bei ihm packt, was bis ins innerste Mark wirkt, das ist die Meisterschaft, mit der er das Seelische in den von ihm geschnittenen Gestalten zum Ausdruck bringt. Solche Meisterschaft ist nur möglich bei einem Künstler, der selbst miterlebt, mitfühlt, mitleidet mit dem, was er darstellt. So trägt seine Kunst den Stempel der Echtheit, der inneren Wahrheit an sich. Wir können durchaus unterstreichen, was Willi Geißler in seinem Geleitwort zu der im Greifenerverlag erschienenen Schmialek-Mappe sagt: „Er ist keineswegs Arme-Leute-Maler vom Schlage der Balaschek, Zille usw. Er haftet nicht an der Oberfläche des durch soziale Mißverhältnisse entstandenen Glends. Er schöpft aus jenen Stoffgebieten nur, um sich der inneren Aufgabe, die ihm sein Künstlertum stellt, zu entledigen. Er horcht auf die Quellen, die tief im Innern rauschend klingen und den Lebensbogen akkordisch gestalten. Schmialek benützt die Gabe, andeutend ganze Schicksale abzurollen.“

So ist es kein Wunder, daß Bruno Schmialek zu den oberschlesischen Künstlern gehört, die sich im Reiche Geltung verschaffen konnten. Wiederholt ist seine künstlerische Reife in führenden Kunstzeitschriften gewürdigt worden, haben seine Holzschnitte auf Kunstausstellungen außergewöhnliches Aufsehen erregt. Wir Ostdeutschen aber sind stolz darauf, daß dieser hochbegabte Künstler unser Landsmann ist, uns ist er noch mehr als denen im weiteren Reich, er ist ein Teil von uns selbst. Wir dürfen wohl erwarten, daß Professor Schmialek, der jetzt auf der Höhe seines Lebens und seines Schaffens steht, uns noch viele wertvolle Gaben seiner Kunst bescheren wird, und rufen ihm, der jüngst aus Ostpreußen wieder in seine engere Heimat, das Land der schwarzen Diamanten, zurückgekehrt ist, für seine weitere Entwicklung ein herzliches „Glück-auf!“ zu.

Die langen Abende

Von Georg Mahlich

Wenn diese stummen Dunkelstunden
Dich ganz mit Düsterei beladen,
Dann gehe weit und häng das arme
Beschwerte Herz den Winden aus!

Von fernher zieht es auf den Aekern
Jetzt oft dahin in sanften Schwaden
Wie Herdgeruch und nahe Schritte
In einem abendguten Haue.

Junge oberschlesische Komponisten auf Welle Breslau und Gleiwitz

Von Dr. Oskar Guttmann-Berlin

I

Man wendet so gern das Wort an, daß der Prophet im eigenen Lande nichts gelte. Auf die beiden schlesischen Sender in Breslau und Gleiwitz trifft der Vorwurf nicht zu, daß sie sich um die schlesischen oder in unserem speziellen Falle um die oberschlesischen Komponisten nicht gekümmert haben. Im Gegenteil, man zog und zieht sie viel zur Mitarbeit heran und gibt ihnen Aufträge für Funkkompositionen. Freilich hat man damit nur solche Musiker beauftragt, die sich den besonderen Anforderungen des Funks, der immerhin eine Art der mechanischen Musik darstellt, nicht entziehen wollten; denn nicht jeder — das ist kein Werturteil — vermag sich auf diese neue Art des Musikmachens und Musikhörens einzustellen, eine gewisse *i n n e r e* Disposition gehört unlegbar dazu, abgesehen vom speziellen Talent.

II

Man hört im Reiche, leider auch in unserer Heimatsprovinz häufig die Worte, daß ganz Schlesien arm sei an schöpferischen Musikern, ja an Neigung zur Musik überhaupt. *Silesia non cantat* heißt es dann, und diese Worte werden leichtfertig und gedankenlos nachgesprochen, ohne daß man sich auch nur die geringste Mühe gibt, ihre Berechtigung nachzuprüfen. Es soll und kann hier natürlich nicht eine Geschichte der Schlesischen Musik und Musiker gegeben werden. Bloß auf ein paar Komponisten der *ä l t e r e n* Generation sei andeutend hingewiesen. Da ist der Nestor der in Oberschlesien geborenen Komponisten *Ar n o l d M e n d e l s s o h n*, in dessen Adern Blut von Felix Mendelssohn-Bartholdy mit fließt. Er vollendet am ersten Weihnachtsfeiertag dieses Jahres sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr. Seit Jahrzehnten lebt er in Darmstadt, sein Ruf als Kirchen- und Chorkomponist ist fest begründet. Den in Gleiwitz geborenen *R i c h a r d W e s s* konnten wir ab und zu in Schlesien wenigstens als Dirigenten einer seiner bedeutenden Sinfonien begrüßen. Der dritte aus dieser Reihe ist *H e r m a n n B u c h a l*, der verdienstvolle Leiter des Schlesischen Konservatoriums in Breslau. Sein schöpferisches Talent weist ihm besondere Wege; welche, hat er erst unlängst mit seinem Marien-Dratorium gezeigt.

III

Diese Komponisten schrieben bisher nicht für den Funk. Dagegen stellte sich eine Anzahl anderer oberschlesischer Musiker den Schlesischen Sendern für eine Reihe von Auf-

trägen verschiedenster Art zur Verfügung. Diese seien kurz betrachtet und gewürdigt. Der älteste von ihnen ist der Gleiwitzer städtische Musikdirektor *F r a n z K a u f*, Leiter des dortigen Konservatoriums, als Pianist und Konzertbegleiter weit geschätzt. Ihm war der siebente Kompositionsauftrag der Schlesiſchen Funkſtunde zugefallen. Wohl angeregt durch die bekannten Variationen über „Kommt ein Vogel geflogen“ von Siegfried Dehs, hat er ebenfalls Variationen in musikalischen Stilparodien über das Volkslied „Das Wandern ist des Müllers Lust“ geschrieben. Sehr hübsch war hier die — nun vergehende — musikalische Romantik travestiert, Schumann — Mendelssohn — Brahms Klängen durch, lebenswürdig verzerrt. Viel stärker war die Parodie bei Wagner; dieser türmt bekanntlich gerne mehrere Themen in etwas billiger Kontrapunktik übereinander. Kauf ahmte das sehr geschickt und witzig nach, hier war der Sinn der Parodie am besten getroffen. In den anderen Stückchen war auch der Impressionismus mit seiner Ganztonleiter, die neuzeitliche Polytonalität und der moderne Tanz (Tango) recht gelungen. Das Ganze zeigte eine große Geschicklichkeit des Sages und originellen Klangſinn in der Behandlung des Kleinen Orchesters.

Obwohl an Jahren erheblich jünger, steht *H a n s Z i e l o w s k y* in der Art seines Schaffens Kauf am nächsten. Beide sind noch der musikalischen Romantik verhaftet, sie beherrscht ihre Empfindungen völlig. Bei Zielowsky war das vor allem in seinen Liedern zu merken, die sich aber andererseits von dem mystisch-besinnlichen Zug, der den Schlesiern eigen ist, nicht frei halten. Die schlesiſche Romantik ist vor allem eine rein katholische Romantik, die stark im Religiösen wurzelt. Hier wäre wieder auf Buchal hinzuweisen, der seine besten Kräfte aus diesen Gefühlsbereichen zieht.

Ganz anderer Art war der Kompositionsauftrag für Zielowsky, seine „*M u s i k f ü r K i n d e r*“. Sie ist wiederholt im Rundfunk gemacht worden und hat immer wieder durch ihre Originalität, ihre Feinheit und Lustigkeit entzückt. Hier geht der Komponist eigene Wege und schafft einfach klingende Gebilde (in Wirklichkeit sind sie garnicht so einfach), die dem lebendigen Empfinden der Jugend entsprechen. Ein famoses Werk, das man gerne alle Monate einmal hörte.

Die vielleicht ursprünglichste Begabung unter den jungen oberſchlesiſchen Komponisten ist der etwa dreißigjährige *K a r l C e z n e k a*, ein Sohn des abgetrennten Hultschiner Ländchens. Im Leben ein Bohemien sans phrase ist er in der Musik ein angehender Meister der Miniaturmalerei. Mit ein paar Takten umreißt er eine Situation, ein Bild, so daß es klänglich vor unserem inneren Ohr frappant erſteht. Mit ein paar Tönen formt er eine Figur, daß sie, durch Musik erschaffen, vor uns wandelt. Daneben ist ihm sowohl gutmütiger, harmloser Humor wie auch treffender Witz zu eigen. Es kann einem widerfahren, daß man beim Hören einer Czukaschen Komposition hell auflacht. Ja, man lacht, wenn man zurückdenkt an seine „*M u s i k a l i ſ c h e n*

Bilder aus einer Großstadt“ oder an die Musik zu den Hörscenen „Kummelplatz“ oder an die famosen „Inserate sehen dich an“. Zuletzt schuf er eine „Schlesische Kantate“ im Dialekt, Text von Ernst Schenke, ein Versuch, die heimatliche Mundart und schlesische Volkslieder in die Musik des Funk einzuführen, ein Versuch, der nicht übel gelungen ist. Von Czuka ist noch sehr Bedeutendes und Bleibendes zu erwarten.

IV

Der in seiner Art reifste und ausgeglichenste oberschlesische Komponist, der ebenfalls viel für den Rundfunk schrieb, ist **Gerhard Strecke**, gebürtig aus Oberglogau, der heute vierzigjährig als Musikpädagoge in Breslau lebt. Er hat sich namentlich durch Lieder und sehr wirkungsvolle Chöre einen Namen gemacht. Sein Schaffen für den Rundfunk bedeutet vorläufig einen Höhepunkt in seinen kompositorischen Arbeiten.

Zum Todestage Goethes, am 22. März 1930, gab es die Sendung einer Streckeschen Komposition auf einem merkwürdig vernachlässigten Text des Dichters, auf die „Dyrie“, die unter den Kantaten mit dem schönen Motto steht:

Möge dies der Sänger loben!

Ihm zu Ehren wars gewoben.

Strecke nennt seine Vertonung „romantische Kantate“, wobei er nicht nur den Charakter der Dichtung, sondern auch den der Musik kennzeichnen will. Es ist (natürlich) nichts gegen Romantik einzuwenden, es kommt darauf an, ob der Komponist etwas Bedeutendes zu sagen hat. Bei Strecke ist das der Fall, er hat aus dem entzückenden Text ein Werk geformt, das man als das Beste bezeichnen darf, was diesem oberschlesischen Komponisten bisher gelang. Die Behandlung des eigentümlich zusammengesetzten Blasorchesters ist vortrefflich, es klingt im Radio wie selten etwas; ebenso übrigens die nicht leichten Chöre. Ein bald darauf folgendes Werk Streckes war der achte Kompositionsauftrag der Schlesischen Funkstunde, eine „heitere Suite für Blasorchester“ op. 35. Die Suite zerfällt in fünf Teile: 1. „Ein gut bürgerlicher Marsch — im Rhythmischen etwas hergebracht, aber originell harmonisiert und mit einer bemerkenswerten Kontrapunktik versehen, die die Bürgerlichkeit etwas aufhebt.“ 2. „Ein polonäsenhafter Satz“, der sehr fein und intim klingt. 3. Ein „Echo“. Die Schodynamik der vorklassischen Musik findet hier ein modernes Gegenstück. Praktisch angewandte Musikwissenschaft, mit Blasmusik besonders wirksam zu machen. 4. Ein „Scherzo“. Eine romantische Parodie, entzückend, wie falsch manches klingt. 5. „Finale“. Es ist kein Finale in klassischem, sondern in vorklassischem Sinne, das den Hörer mit einer fröhlichen Geste und unbeschwertem Kopf entläßt. Strecke will mit Absicht volkstümliche Blasmusik machen, für die es wertvollere Lite-



Redner. I. XX.
1925.

Fr. Murnick.

Professor Bruno Schmialek Beuthen

Holzchnitt „Redner“ 1925

ratur kaum gibt. Und er greift dabei auf die Vorklassik zurück, Bestrebungen, die der neuzeitlichen Musik besonders eigentümlich sind. Das ganze Werk ist ein Wurf und klingt ausgezeichnet. In letzter Zeit schrieb Strecke „Stüden für die Junkkapelle“, witzige Stückchen, die ihn von einer neuen Seite zeigten.

Die „Schlesische Philharmonie“ heißt zwar so, kümmert sich aber kaum um schlesische Tonsetzer. Umso mehr sei dem Schlesischen Sender und ihrem musikalischen Leiter, Dr. E. Nick, gedankt, daß er unsere engeren Landsleute zur intensiven Mitarbeit heranzieht und so wertvolle Werke veranlaßt. —

Max Herrmann-Neisse

Von Dr. Werner Milch

Über Max Herrmann darf man nur ganz einfach schreiben. Was nützt eine gelehrte Auseinandersetzung, geistesgeschichtliche Eingliederung, Stilanalyse oder ästhetische Bewertung, wo doch nur ein Wort am Platze ist: das des Dankes an einen wahrhaften und reinen Lyriker. Denn keine Untersuchung, wie scharfsinnig sie auch durchgeführt würde, hilft darüber hinweg, daß man zu Max Herrmann nicht „hinführen“ kann. Es gibt an seinem Werke nichts zu erklären, auszulegen oder zu deuten: man kann Herrmanns Kunst begreifen oder nicht begreifen. Und wer die Ursprünglichkeit und den rührenden Ton dieser Kunst hört, weiß auch, daß der Eindruck nicht anders zu umschreiben ist als in dem Satze, den Carl Herrmann dem jungen Dichter als Dank für die Übersendung des Gedichtbuches „Verbannung“ schrieb: „Ach, es ist unser aller vieles Leid.“ Carl Hauptmann konnte Max Herrmann verstehen wie nur je einer. Denn auch ohne die häufigen Besuche des Dichters in Breslau und Neisse wüßten wir es aus dem Klang seiner Verse, wie verhaftet Max Herrmann der Heimat ist. Er bleibt ein schlesischer Kleinstädter.

In seinen Versen freilich lebt die Großstadt, der er sich verschrieben hat, so sehr, daß er aus dem Dorf, in dem er sich fremd fühlt, flieht:

Bist du in einem Dorf allein,
So glückt es nur bei Sonnenschein.
Wenn abends aber Regen rinnt,
Fühlst du dich hilfslos wie ein Kind.

Aber was ihn in die Stadt zurücktreibt, ist nicht die von der gegenwärtigen Literatur immer wieder besungene Hast, nicht die Neigung zu den viel mißbrauchten Erscheinungen

Tempo und Betrieb, sondern gerade in der Großstadt wiederum sucht Herrmann das Idyll der Kleinen Stadt. In seinen Versen lebt die Beschaulichkeit der Caféhauterrassen, von denen aus der gehetzte Verkehr fast belästigend wirkt, es lebt in ihnen die Ruhe des Tiergartens und die Stille eines Arbeitszimmers. Darum drängt es ihn zu den Städten,

... zu ihren Nächten, lustdurchweht,
der Frühe, die den Schlaf versteht,
die jeden, der es will, versteckt,
wo weder Nacht noch Regen schreckt.
Bist du in ihr auch ganz allein,
so wirst du doch nie einsam sein.

Es ist eine Erkenntnis, die die alten Aufklärer Zimmermann und Garbe als Erste ganz scharf präzisiert haben, daß der adaequate Zustand des geistigen Menschen die Einsamkeit sei, sofern er sie nach Belieben unterbrechen könne. Das klingt heinabe banal. Aber es muß gesagt werden, wo von Max Herrmann gesprochen wird, der Berliner geworden, obwohl er im Herzen ein Kleinstädter geblieben ist. In der Kleinstadt ist alles offen, nur in der großen Stadt kann er sich verbergen und kann doch das, was idyllisch und klein an ihr ist, unter dem Firniß des Betriebes entdecken.

Offenheit und Versteck. Das trifft sicher eines der zentralen Momente in Herrmanns Denken. Wer sich so wie er preisgibt, einfachstes, letztes ausspricht, muß sich verstecken. Wer so ohne Hemmung bekennt, Todesangst, Liebesfurcht, Selbstzerquälung aus sagt, muß einsam sein dürfen.

Max Herrmanns Lyrik ist Bekenntnis. Dabei darf man nicht an gewaltige Expressionen eines einmaligen übermächtigen Erlebens denken; doch in den Gedichten lebt ein Mensch, der ungebrochen, rein und stark das größte empfindet, was dem Dichter auszusagen gewährt ist: Glück und Schmerz der Kreatur. Einfache Dinge werden ihm zum Wunder, wie jenes Liebespaar, „das in seiner Liebe ohne Scham an die Wand gebannt wie gestern war“. Das rührt den Dichter an, daß er weiß:

wer verlassen diese Gasse kam,
ging fortan geführt von Engels Hand.

Vom Pathos zum Lächeln ist so nur ein Schritt, die kleine Welt wird mild verstehend eingefangen, immer wieder die Caféhauterrasse, immer wieder die Liebenden, immer wieder der Berliner Tiergarten mit seinen entspannten Menschen. Über allem aber stehen die beiden bestimmenden Gedanken von der Liebe und vom Tod.

Welt, Du, Ich, das sind die Überschriften der drei großen Abschnitte seines vielleicht schönsten Gedichtbandes „Einsame Stimme“. Sie bezeichnen die drei ineinander über-

greifenden Kreise, die Max Herrmanns Dichtung umspannt. „Welt“, das bedeutet Abseitsstehen und verzichten, „Du“, das ist das Hin- und Hergerissensein zwischen Erfüllung und Sehnsucht, die seltene Koincidenz in der Liebe und das Bewußtsein:

Was ich träume, was ich treibe,
stirbt, wenn du es nicht erhebst.

„Ich“ endlich, das ist das Bewußtsein des Unbeständigen, der Verlassenheit, der Einsamkeit.

Max Herrmann hat auch Dramen geschrieben, Romane und Novellen, unter denen eine ganz verzügliche „Die Klinkerts“ (in dem Bande: „Die Begegnung“) die Situation eines „herrschaftlichen Rutschers“, der in die Revolutionswirren von 1918 verstrickt wird, verblüffend scharf beleuchtet. Wir achten diese Werke, aber zuerst bleibt uns doch Herrmann der Lyriker, der Bekenner, der an die Spitze eines Gedichtbandes einmal den bekennenden Satz stellt:

Die Suche nach dem Wort, das alles sagt.

Und was ist letztlich „Alles“? Schon die Titel der Gedichtbücher sagen es aus: „Verbannung“, „Die Preisgabe“, „Im Stern des Schmerzes“, „Einsame Stimme“, „Abschied“.

Man muß ganz einfach von Max Herrmann sprechen und muß Jahrhunderte alte Worte wiederholen, um zu erfassen, was den Dichter bestimmt. Man muß sagen: Die Eitelkeit der Welt. Wunder und Qual der Liebe. Glück und Sinnlosigkeit des Daseins.

Niemals weiß ich, ob ich wiederkehre;
jeder Abschied kann für immer sein.

Ob das von einer Frau gesagt wird oder vom Verhältnis des Dichters zur Welt, ist gleichgiltig. Es ist die Erkenntnis des Unbeständigen, das Pilgrim-Motiv, das so alt ist wie das Wort der Dichter. Fremd auf der Welt, fremd einander. Immer wieder wandelt es der Dichter ab:

Wenn dir Andre Rosen brachten,
Dornen waren stets von mir;
Wenn dich Andre lachen machten,
Ich schuf Leid und Tränen dir.

Es ist nicht Bescheidung, sondern tiefes Vertrauen, wenn solchem Bekenntnis das Wort gegenüber gestellt ist:

Manchmal sprichst du lieb zu mir,
dann ist alles wieder gut,
so, als wäre nie gewesen

Bitternis und schweres Leben.
Hast vielleicht ein Buch gelesen,
das war herzlich lieb zu dir,
und du spürst, wie wohl es tut,
einem Menschen Glück zu geben.

Wer solche Strophen banal findet, weiß nicht um die Größe der Einfachheit, weiß auch nicht, welche Sicherheit und welcher Verzicht gleichermaßen hinter der Dichtung Max Herrmanns stehen. Es hilft keine Untersuchung, keine komplizierte Erörterung, wir wissen nur, daß ein Dichter spricht und daß wir tief berührt sind, wenn wir den Ernst zweier gläserner Zeilen hören, wie diese, die dem „ewigen Vorrat deutscher Poesie“ angehören sollen:

Fürchte dich nicht, weil deine Lage gezählt sind!
Brennt auch die Lampe schon trüber, fürchte dich nicht!

Ver spätetes Liebeslied

Von Max Herrmann-Meißel

Das Gedicht, das ich dir schulde, da ich unser Fest vergaß,
weil ich als versunkner Dulder in der eignen Trauer saß
eingeschlossen wie im Kerker, immer mein Versagen trank,
bittere Nahrung meines Werkes, auf der harten Klagebank,
sollst du nun nicht mehr entbehren. Heute hol ich alles nach!
Auf die Stimme will ich hören, die von dir so zärtlich sprach.
Daß ich immer dich enttäuschte, immer hast du mein geharrt,
immer war in fremde Räusche meine Sehnsuchtspeine vernarrt,
immer sah ich andre Bilder, nicht dein liebendes Gesicht,
aus dir feindlichen Gefilden pflückt ich oft mir mein Gedicht.

Dies hier endlich blüht im Garten, der uns Beiden Frühling bringt.
Heut bin ich es, welcher wartet, bis dein Lied von draußen klingt,
und ich eile, dich zu grüßen, dir zu reichen Strauß und Wein.
Überflammt von Hochzeitsküßen wollen wir Eine Blut nur sein.
Draußen mag der Regen rinnen, Einsamkeit uns neidisch drohn,
Nachtwind Winter neu beginnen, Stadt als Totensackel lohn,
blutrot sich der Himmel bauschen über allem Untergang —
im Gehäus wir Zwei belauschen unsrer Herzen Überschwang,
den Gesang, den hingegeben Einer für den Andern sprach,
das Gedicht von unserm Leben. Heute hol ich alles nach.

Man soll Abschied nehmen . . .

Von Max Herrmann-Neiffe

Man soll Abschied nehmen,
eh das Schönste kam,
sei es unter Tränen
und mit düstrem Gram.
An dem besten Tage,
den der Himmel gab,
greift man auch mit Klagen
zu dem Wanderstab,
kann sich kaum bequemen,
wenn die Glocke schellt —
man soll Abschied nehmen,
wenns am Schwersten fällt.

Scheint auch heut die Sonne
farbiger als je,
und die Bäche kommen
frischer in den See,
blau die Wiesen blühen
märchenhaft geschmückt,
und in dieser Frühe
alles köstlich glückt:
bald ist nur noch Schemen,
was jetzt lebt und leibt,
Du sollst Abschied nehmen,
eh es dich vertreibt.

Beichte

Von Max Herrmann-Neiffe

Ich mache Allen, die mir nahe sind,
das Leben schwer. Ich bin kein lieber Gast.
Von einem Greis das Böse und vom Kind
vereinen sich in mir zu arger Last.

Ich schlage, wenn ich etwas streicheln will.
Ich blicke feindlich, hab ich mich gefreut.
Gefühl ist laut, die Stimme störrisch still,
mein Mund sagt Gestern, doch das Herz meint Heut.

Erglänzt das Glück, stell ich mich künstlich blind
und drohe mit dem Lanz am Selbstmordast.

Ich mache Allen, die mir nahe sind,
das Leben schwer, ihm und mir selbst zur Last.

Vielleicht war mir zulieb ein Mädchen nackt;
vielleicht auch sah ich alles nur im Traum.
Die mich erwartet, hab ich nie gepackt,
und stets nur streift mich ihres Kleides Saum.

Auch ihn zu fassen, fürchtet meine Hand
und traut sich nicht, den ganzen Lügenflor
zu lüften, hüstenhöher das Gewand
zu heben kühnlich bis zum Hals empor.

Geschenk des Sommers

(G a r m i s c h)

Von Max Herrmann-Neiffe

Berge schenktest du, Wege am Abendhang,
Felsen, Quellen, Gestein. In der Wälder Wehn
Seen senktest du, wo die Welle sang
von der Welten Sein und Vergehn.
Ob auch Regen fiel, auf der Bank vor dem Haus
hielt uns die Sommernacht warm an der Brust.
Nebenan Kegelspiel, Bauertheater, Applaus,
und ein Lied lacht Liebeslust.
In der Schattenschlucht kam aus deinem Mund
einer Stimme Klang, fremd und unbekannt,
die den Gatten sucht. Ein verlornen Hund
auf dem Weg am Hang wittornd stand.
Doch am Schänktisch endlich eingelehrt
mit Behagen trank ich mein Abendbier,
aß den Kenkenfisch; kindlich unbeschwert
sprach mein Magen Dank allem Heut und Hier.
Morgens neuer Schnee von der Gipfel Kranz
Wintermärchen wob in das Sommergrün.
Nächtlich duftet Klee unterm Himmelsglanz
und der Bergzyklop läßt sein Einaug glühn.
Auch ein Schlänglein glitt, als ich einsam ging,
voller Sehnsucht war, und es fiel ein Stern.
Ob das Englein litt, das im Gitter hing
an dem Felsaltar menschenfern?
Aus dem Wiesenmeer zirpt der Grillenchor,
mit mir wandert sacht mein Gedicht.
Winde bliesen leer vom Gewölk das Moor,
ihre Weltewacht schlummert nicht.
Raumend gehen sie um der Dörfer Ruh
und mit ihnen irt, wem kein Schlaf gelingt;
staunend stehen sie, wo im Stall die Ruh
mit der Kette klirrt und die Glocke klingt.
Waren wir verirrt an des Waldes Saum,
sicheren Gesangs fanden wir zurück.
Lächelnd stand der Wirt, Mondbild überm Schaum
unfers Schlummertranks, mildes Glück.
Durstge tränktest du. Gott war im Bier und im Brot.
Einsam blieb niemand allein. Alm und Schnapsglas war Eins.
Berge schenktest du, Wege im Abendrot,
Andacht vor Heuduft und Stein, Freude des Seins.

Sagen aus dem Kreuzburger Lande

Mitgeteilt von Dr. Kurt Hoffmann

III.*

Nächst dem Naturgeisterglauben beherrscht der Seelengeisterglaube die Volksagen am stärksten, ja es läßt sich zwischen beiden überhaupt keine scharfe Grenze ziehen. Die Versuche, rätselhafte Naturerscheinungen zu erklären, berühren sich aufs engste mit denen, hinter das Rätsel der Seele und ihres Weiterlebens nach dem Tode zu leuchten; so werden die meisten geistigen Wesen, die man sich in den Elementen wirkend denkt (man erinnere sich nur an den Wassermann), auch oftmals als Seelengeister angesehen, die aus irgend einem Grunde dieses Leben führen müssen, meist als Strafe. Solche Geister sind im ober-schlesischen Glauben zum Beispiel stets die Feuermänner, sie harren noch der Erlösung. Überhaupt hört man von ruhelos umherirrenden Totengeistern oft in den Sagen. Aber auch aus andern Gründen erscheinen sie: um die Hinterbliebenen zu trösten, sie zu schrecken oder zu strafen, oder um Forderungen und Mahnungen auszusprechen, falls man an ihnen gesehelt. Mütter kündigen sie sich auch nur an, um ihren Tod bekanntzugeben. In manchen Sagen übernimmt dieses Geschäft auch „der Tod“, welcher leibhaftig erscheint. Im folgenden will ich für alle diese Typen wenige bezeichnende Sagen auswählen, die ich wieder der Mitarbeit und den Berichten meiner Schüler verdanke.

1. Der Tod kündigt sich an.

Ein Gastwirtssohn aus U s c h ü z , heute etwa 16 Jahre alt, erzählt: „Eines Abends, als wir schon alle schliefen, krachte es in unserm Hause, als ob eine Flasche geplatzt wäre. Da der Vater nicht zu Hause war, ging die Mutter in die Gaststube und sah nach, ob nicht etwas zerbrochen wäre. Es war aber in der Gaststube alles in Ordnung, und so sah sie auch in die andern Zimmer. In der Billardstube war eine Wachsfigur heruntergefallen und zertrümmert. Die Beine waren von dem Körper glatt abgeschlagen, so als ob sie abgeschnitten wären. Meine Mutter wußte gleich, daß ein Unglück in der Familie geschehen würde. Kurz darauf starb auch mein Bruder.“

2. Der Tod erscheint.

Im Jahre 1908 ging ein Mann — der Vater des Erzählers — in Mendorf bei Landsberg abends spät von einem Gehöft in ein anderes. Es war ganz still, kein Mensch war zu sehen. Da erschien in der Ferne plötzlich eine Gestalt in hellem Ge-

* Vgl. „Der Oberschlesier“, März 1930 und August 1930.

wande, mit einer Gense über der Schulter. Sie kam langsam näher und verschwand in einem Gehöfte. — Zu derselben Stunde starb in diesem Hause ein Knabe.

3. Der Tod als Tröster.

Im Jahre 1912 starb in Nassadel ein Mann, der hinterließ seine Familie in großer Armut. Frau und Kinder hatten oft nichts zu essen, dann weinte die Frau bitterlich, und die Kinder saßen am Ofen und starren in die Glut. Eines Tages ging die Frau in den Keller, um Kohlen zu holen; sie setzte sich einen Augenblick auf den Kohlenhaufen und weinte still vor sich hin. Da berührte sie plötzlich jemand an der Schulter — als sie sich umdrehte, erkannte sie ihren toten Mann. Der sagte: „Anna, weine nicht so! Ich habe ja gar keine Ruhe im Grabe. Gott wird schon helfen.“ Dann verschwand er. — Der Familie wurde wirklich bald geholfen, die Frau trat nämlich die Erbschaft eines lange totegeglaubten Bruders an, der erst jetzt in Amerika gestorben war.

4. Ein toter Gastwirt als Wiedergänger.

Im Jahre 1890 starb in Kreuzburg ein Hotelbesitzer. In der Nacht nach seiner Beerdigung mußte der Kutscher des Hotels zum Bahnhof fahren. Als er zurückkam, legte er sich schlafen; aber schon nach einer Stunde wurde er aus dem Schlafe geweckt. Er hörte, wie jemand den Geschirrschrank öffnete und die Pferde schirrte, und auch wie die Pferde dann aus dem Stalle gingen. Er zündete eine Kerze an und sah nach. Aber der Geschirrschrank war verschlossen, die Pferde standen angebunden da und fraßen. Der Kutscher legte sich zu Bett und ließ die Kerze brennen. Da ging das Licht plötzlich aus, und die Geschirre klirrten wieder, auch hörte er die Pferde trampeln. Da zündete er die Kerze wieder an. Aber es war alles in Ordnung, und so legte sich er sich wieder hin. Nach einer Weile ging die Kerze wieder aus, die Geschirre klapperten, die Pferde wurden unruhig — und jetzt nahm irgend jemand einen Stuhl, der am Bette stand, und schlug dem Kutscher damit auf die Beine. Da verging ihm die Lust zum Aufstehen, er deckte sich zu und schwitzte. — Am nächsten Morgen fand er alles in Ordnung. Er hörte aber, daß in andern Räumen des Gasthauses dieselbe Unruhe herrschte. Das soll sich sechs Wochen lang jede Nacht wiederholt haben.

5. Der tote Müller auf der Eiche.

Bei Altrosenberg liegt im Walde eine Wiese, die „Piekla“, von der manche unheimliche Sage erzählt wird. Früher soll an dem Bache, der durch sie fließt, eine Mühle gestanden haben. Der letzte Müller hat keine Ruhe gefunden, sondern reißt noch heute sein Wesen auf einer Eiche, die dort steht. Die ist sehr dick und knorrig und rissig, man hält sie für sehr alt. — In der Nähe wendete einst ein Bauer das Heu. Um die Mittagsstunde flog das ganze Heu plötzlich wie durch einen Wirbelwind in die Luft;



Firma.
Bastian III.

Winnicki
29.

dabei war es windstill, und an der Eiche und auch an den anderen Bäumen bewegte sich kein Blatt.

6. Der Mann ohne Kopf.

Ein junger Arbeiter aus Wilmsdorf (etwa 20 Jahre alt) erzählt, daß er einmal schnelligst den Arzt aus Pitschen holen mußte, weil sein Bruder krank geworden war. Auf dem Wege mußte er an einem Busche vorbei, an dem ein Mann umgehen sollte, der den Kopf unter dem Arme trug und Trompete blies. Kurz hinter dem Walde erschien das Gespenst auch tatsächlich, nur die Trompete hörte der Arbeiter nicht. Die Leute erzählen, daß dieser Mann bei Lebzeiten ein schweres Verbrechen begangen hat und zur Strafe dafür bis zum jüngsten Tage umgehen muß.

7. Der tote Bauer als Feuermann.

In Alt-Budkowitz soll ein Bauer in der Schwedenzeit sein Hab und Gut vergraben haben und dafür von den Schweden getötet worden sein. Seit dieser Zeit sieht man an der Stelle, wo der Schatz liegt, ein Feuer brennen. Schon oft versuchten Leute, dem Feuer nahe zu kommen und etwas Geweihtes darauf zu werfen, damit sie den Schatz heben könnten. Aber wenn sie nahe heran kamen, verschwand das Feuer plötzlich, und sie hörten nur ein Gröhnen.

8. Der ruhelose Selbstmörder.

In Kunzendorf wurde ein Selbstmörder beerdigt. Seitdem sieht man abends und in der Nacht eine weiße Gestalt am Friedhofszaune, ja sogar über die Straße huschen. Niemand kommt dann allein an dieser Stelle vorbei, und deshalb sammeln sich die Leute, die abends aus der Stadt kommen, vorher und gehen oder fahren dann miteinander dort vorbei.

9. Der Geist des Brandstifters.

Ein Dachdecker aus Pitschen erzählte folgende Geschichte: „Im Jahre 1924 war ich in einem benachbarten Dorfe, um ein neues Haus mit Schindeln zu decken. Ich schlief mit meinem Gesellen bei einem bekannten Bauern auf dem Heuboden. Nach 12 Uhr nachts wurde ich plötzlich munter, weil es ganz heiß geworden war. Da sah ich, daß sich über uns ein brennendes Gebund Stroh durch den Heuboden bewegte. Das ging bis 1 Uhr. Es war dabei so hell, daß man lesen und schreiben konnte. Wie ich hörte, war das die Seele eines Brandstifters. Er hatte vor langen Jahren das Gebäude angebrannt und war dann selber in den Flammen umgekommen.“

10. Die Erlösung des Feuermannes.

In der Gegend von Budkowitz sollen früher viele Irrelichter umgegangen sein. Eines

davon war die Seele eines Kaufmanns, der nie in seinem Leben ein Wort des Dankes hatte über seine Lippen kommen lassen. Einmal blieb ein Fuhrmann, der Stämme fuhr, auf der Wiese stecken, auf der dieses Irrelicht oft zu sehen war. Der Fuhrmann rief es an, und es erschien wirklich und erleuchtete die ganze Gegend. Der Fuhrmann bekam es mit der Angst zu tun — aber der Wagen bewegte sich von der Stelle. Das Irrelicht wich nicht von seiner Seite, bis er an Ort und Stelle war. Da kamen viele Leute herbei und fragten, was geschehen sei. Der Mann aber dankte zuerst dem Irrelicht für seine Hilfe. Da sprach es: „Schon über hundert Jahre irre ich hier umher, und schon vielen habe ich geholfen, aber keiner hat sich bedankt. Jetzt hast du mich endlich erlöst!“ Damit verschwand es — und wurde seitdem nie mehr gesehen.

11. Ein Toter rächt sich.

Um 1850 kam ein Mann aus Rosenberg eines Abends sehr betrunken nach Hause. Er wollte sich den Weg verkürzen und ging deshalb quer über den Friedhof. Da stieß er plötzlich an einen runden Gegenstand, den er vor sich herrollte. Am Ausgange merkte er, daß es ein Totenkopf war. Der Totengräber hatte nämlich alte Gräben ungegraben und die Überreste noch liegen lassen. Zu Hause ließ sich der Mann Essen geben. Als er in die Schüssel langen wollte, sah er plötzlich zu seinem Schrecken, daß der Schädel darin lag. Die Frau nahm ihn heraus und trug ihn aus der Stube, aber plötzlich war er wieder auf dem Tische. Am nächsten Morgen erzählte die Frau das dem Pfarrer. Der sagte, der Mann solle den Totenkopf in der Nacht zur selben Stunde auf den Friedhof zurücktragen, aber sich selber auch auf den Tod vorbereiten. Der Mann gehorchte, aber er kam nicht mehr vom Friedhofe zurück. Die Frau fand ihn am nächsten Morgen zerrissen neben den Totengebeinen liegen.

12. Ein Ertrunkener kündigt sich an.

Um das Jahr 1890 erschien einer Frau in Schloß-Elguth nachts um 3 Uhr eine weiße Gestalt. Die kam an das Fenster, zog den Vorhang beiseite und stellte sich auf das Fensterbrett. Die Frau zündete rasch ein Streichholz an, da verschwand die Gestalt. Aber im Scheine des Lichtes war deutlich zu sehen, daß sich der Vorhang bewegte. Am nächsten Morgen erzählte sie das alles sofort ihrem Manne und den andern Mietern. Da erschrak eine Frau, die das hörte, furchtbar; denn ihr Mann war am vorigen Tage in die Stadt gegangen und noch nicht zurück gekommen. Sie ging sofort nach Kreuzburg, um ihn in den Wirtschaftshäusern zu suchen. Währenddessen kam eine andere Frau und erzählte, daß der Mann im Straßengraben läge. Und wirklich, er war betrunken aus dem Wirtschaftshaus gegangen und in den Graben gefallen. Als man hinkam, war er bereits tot.

13. Kinderseelen.

Eines Abends ging ein Bauer aus Rochelsdorf — der Urgroßvater des Erzählers — in den Stall. Als er heraus trat, sah er auf dem Zaune viele kleine Sterne. Er ging rasch in die Küche und holte Frau und Kinder heraus. Auch sie sahen alle die Sterne. Der Mann erklärte ihnen, daß das die Seelen der ungetauften Kinder seien. — Bei Klein-Lassowitz hört man unter einer Brücke mitten im Walde noch heute in der Geisterstunde ein Kind weinen, daß ungetauft beerdigt wurde.

14. Der Tod fordert und holt Nahrung.

In Neudorf bei Landsberg klopfte es bei einer Bäuerin eines Abends — es mag zehn Jahre her sein — plötzlich an der Thür. Ein Mann trat ein, der befahl ihr, dem kürzlich verstorbenen Bauern Speise und Trank auf das Grab zu schicken. Sonst würde er selber erscheinen und dann noch jemanden aus der Familie mitnehmen. Die Bäuerin glaubte nicht daran und schickte nichts. Da erschien der Tote in der nächsten Nacht und holte sich selber die Nahrung. Zur selben Zeit starb aber die jüngste Tochter.

15. Der Tote fordert Gestohlenes.

Vor einigen Jahren wurde in Schönwald eine Leiche umgebettet, die vor ungefähr dreißig Jahren dort bestattet worden war. Der Sarg war schon versault, aber die Beschläge glänzten noch wie neu. Ein Mann nahm sich deshalb zwei davon mit nach Hause. In der Nacht klopfte es plötzlich an sein Fenster, und eine Stimme rief: „Gib die Beschläge wieder!“ Er drehte sich um und tat, als hörte er es nicht. Aber die Stimme rief zum zweiten Male. Da stand er auf und warf die Beschläge zum Fenster hinaus. Als er am nächsten Morgen nachsah, waren sie verschwunden. — Ähnliches wird aus Pitschen berichtet, wo ein Arbeiter einem Totenschädel einen Zahn ausgebrochen hatte, um ihn als „Cymphatiemittel“ zu gebrauchen.

Herbst des reifen Mannes

Von Willibald Köhler

O Klarheit, die den Mann gefangen hält
mit wolkenlosem Blau und mondernen Nächten!
Weh, ich gedieh zum wissenden Gerechten,
dem das Geheimnis floh aus dieser Welt!

O Winter, komm und schnei mich ein
und laß mich hundert dunkle Tage sterben,
mich eines Kinds Verschollenheit erwerben
und stumm vor neuen Wundern sein. —

Das Theater des Fürstbischofs Philipp Gotthard von Schaffgotsch auf Schloß Johannesberg

Ein Beitrag über Karl Ditters von Dittersdorf

Von Max Dubinski

Zu den ältesten stehenden Bühnen des oberschlesischen Kulturkreises zählt das Theater, das Carl Ditters von Dittersdorf für den Fürstbischof von Breslau in Johannesberg-Sauernig einrichtete.

Fürstbischof Philipp Gotthard von Schaffgotsch hat stets gute Musik geschätzt, in Breslau eine große Kapelle unterhalten und auch schon vor der Zeit, in welcher ihn politische Verhältnisse dazu bewogen, in das freiwillige Exil nach Johannesberg zu gehen, gerne Theatertruppen an seinem Hofe gesehen. Wir wissen, daß er im Jahre 1750 sechs Wochen lang im Tiergarten bei Ottmachau von einer Wandertruppe Theater spielen ließ, und daß der Prinzipal Johann Georg Mauler um diese Zeit sich „Hof-komödiant der Grafen von Schaffgotsch“ nannte.

Der Fürstbischof lernte in Troppau im Jahre 1769 bei einem Besuche, den er dem Grafen Lamberg, dem Präsidenten und Chef des Kaiserlichen Herzogtums Schlesien abstattete, den später auf seine Veranlassung als Ditters von Dittersdorf geadelten Violinvirtuosen Karl Ditters kennen, der, auf einer großen Konzertreise begriffen, bei diesem sich aufhielt. Spiel und Kompositionen des reisenden Künstlers gefielen ihm derart, daß er diesem durch seinen Gewissenrath, Padre Ignazio Salvatore Pintus, den Vorschlag unterbreiten ließ, sieben Monate lang, vom 1. November 1769 bis zum 31. Mai 1770 in Johannesberg zu bleiben.

Aus diesem befristeten Engagement wurde jedoch bald ein lebenslängliches. Ursprünglich war geplant, die Kapelle, der Dittersdorf vorstehen sollte, mit 8 Mann zu errichten. Es wurden schließlich jedoch 17 engagiert, von denen 11 als Musiker besoldet wurden, während die anderen nur nebenamtlich in der Kapelle mitwirkten, da sie in der Hauptsache für andere Dienste verpflichtet waren.

Raum hatte Dittersdorf aus diesen Leuten ein brauchbares Orchester gebildet, da regte sich auch schon in ihm eine seiner Lieblingsideen. Bereits in seiner Stellung als Kapellmeister des Bischofs von Großwardein (1764—69) hatte er seiner Neigung für das Theater durch Errichtung einer Bühne und durch Komposition von Opern und szenisch dargestellten Dratorien huldigen können. Dramatische Komposition war überhaupt eines der dringenden innersten künstlerischen Bedürfnisse Dittersdorfs, das er auch dann noch befriedigen mußte, als er, wie im hohen Alter auf seinem Ruhesitz bei dem Freiherrn

von Stillfried, nicht mehr für ein bestimmtes Theater schuf und kaum Aussicht hatte, diese Stücke aufgeführt zu sehen. Dittersdorf drückt sein Bestreben in seinen Lebenserinnerungen, die leider über fast alle wichtigen Dinge — wenn sie sie überhaupt erwähnen — sehr schnell hinwegzueilen, folgendermaßen aus: „Mein Steckpferd wieherte und stellte sich so lange ungeberdig, bis ich einen Versuch machte, dasselbe besteigen zu können. Ich will sagen, ich konnte vor der Idee nicht ruhen, ein Haustheater zu errichten.“

Die Platzfrage war verhältnismäßig schnell gelöst. Dicht neben dem Schlosse Johannesberg stand ein massiver hoher ovaler Turm, dessen längerer Durchmesser ungefähr 8 Klafter (15,2 m) betrug. Von diesem wurde ein Teil abgerissen und auf dem Stumpf in der Höhe der Zimmer des Schlosses ein ovaler Saal aufgesetzt, der bereits zum Herbst fertig wurde. In diesen Saal, der sehr gute akustische Verhältnisse aufwies, wurde nun eine Bühne eingebaut, und Dittersdorf ging daran, das Personal für eine kleine Operngesellschaft zusammenzustellen. Es gelang ihm, drei Künstler zu gewinnen, mit denen er schon in Großwardein schöne Erfolge erzielt hatte: den Tenoristen Kemner mit seiner Stieftochter, Mlle Nicolini, und den Bassisten Ungericht. Kemner, ein Schüler des Wiener Hofkapellmeisters Bono, war ein vortrefflicher Sänger mit verständnisvollem Vortrag. Seine schöne umfangreiche Stimme war gut geschult; Dittersdorf rühmt, daß er die Übergänge ihrer Register tadellos auszugleichen wußte, zudem war auch seine Aussprache des Italienischen lobenswert. Nach wenigen Jahren wurde er zum Rektor der Johannesberger Schule ernannt. Seine Stieftochter Nicolina Trink, Nicolini genannt, die bald Dittersdorfs Frau wurde, und der Bassist Ungericht sangen und spielten ebenfalls gut, Ungericht betätigte sich im Bedarfsfalle auch mit der Violine. Außerdem wirkte auch noch Dittersdorfs Schwester, die er zu sich nach Johannesberg kommen ließ, auf der Bühne mit; sie vermählte sich später mit dem Hof- und Regierungskanzler von Gamsberg.

Für die Texte der Opern, die Dittersdorf nun für dies Theater bis zum Jahre 1778 schuf, sorgte fast ausschließlich des Fürstbischofs Gewissenstrat Padre Pintus. Der Komponist nennt ihn zwar einen „guten italienischen Dichter“, aber trotz unserer mangelhaften Kenntnis dieser größtenteils von dem Fürsten Esterhazy in Eisenstadt unter eiferfüchtigem Verschuß gehaltenen Werke können wir doch mit Bestimmtheit sagen, daß die Texte von allem anderen zeugen, nur nicht von großer dramatischer Begabung; im Gegenteil, ihre Harmlosigkeit und ihr Mangel an Handlung suchen ihresgleichen. Dittersdorf war ein außerordentlich fleißiger Komponist, der mit 27 Jahren begann, Opern zu schreiben, und dies bis zu seinen letzten Tagen nicht mehr lassen mochte. Wir können heute 44 seiner Opern nachweisen, müssen jedoch annehmen, daß dies noch nicht

sämtliche sind, da trotz seiner Selbstbiographie noch größere Schaffensperioden des Künstlers in tiefem Dunkel liegen.

Diese Annahme gilt besonders auch für die Opern der ersten Johannesberger Schaffensperiode 1770—1778. Aus dieser kennen wir zum Teil nur dem Titel nach:

Il viaggiatore americano. Operetta buffa.

Lo sposo burlato. Operetta giocosa in 2 Akten.

Il tutore e la pupilla. Dramma giocoso in 3 Akten.

L'amore disprezzato. Operetta buffa in 2 Akten.

Il finto pazzo per amore. Operetta giocosa in 2 Akten.

Il maniscalco. Operetta giocosa in 2 Akten.

La moda. Dramma giocoso in 3 Akten.

La contadina fedele à 4^o voci in 2 Akten.

Il Barone di Rocca antica. Operetta giocosa in 2 Akten.

L'Arcifano Re de' Matti. Opera giocosa in 3 Akten. Text von Goldoni.

Diese Opern sind ziemlich sicher alle auf dem Johannesberger Turmtheater aufgeführt worden. Leider sind keinerlei ausführliche Berichte über diese Aufführungen auf uns gekommen. Wir wissen daher nichts Näheres über die Einrichtung der Bühne, Ausstattung und Darstellungsart. Wir können nur — allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit — aus Analogiegründen und z. T. auch aus Titel und Inhalt der Werke darauf schließen, daß bei der Aufführung wie in Großwardein, so auch in Johannesberg der Einfluß der italienischen opera buffa mit ihrem aus der commedia dell'arte herstammenden Spiel recht groß, wenn nicht gar überwiegend war. Berührungspunkte mit der opéra comique der Franzosen lassen sich nur bei „Il maniscalco“ vermuten, der nach französischem Vorbild (also doch wohl nach Quétant-Philidors „Le maréchal ferrant“) geschaffen wurde.

Im „Deutschen Museum“ von 1780 finde ich als in Rosswalde aufgeführt, also wohl auch in Johannesberg gegeben, noch eine weitere Oper erwähnt: „Pancrazio ed Isabella“, deren Text ebenfalls von Padre Pintus herrührte. Sie wird jedoch wohl mit „L'amore disprezzato“ identisch sein. Ihren Inhalt schildert Tralles sehr ergötzlich. Daß die zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen geschaffene Serenata „Il tribunale di Giove“ auch in Johannesberg aufgeführt wurde, ist bei dem gespannten Verhältnis, das zwischen dem Kirchenfürsten und dem Könige bestand, nicht sehr wahrscheinlich.

Trotzdem möchte ich doch etwas Näheres über sie sagen, besonders, weil es mir gelang, das für verloren gehaltene Textbuch, von dem bisher kaum mehr als der Titel bekannt

war, in der Lehrerbibliothek des Staatl. Rath. Gymnasiums Carolinum zu Neisse aufzufinden.*

Ob der Berliner Hofpoet Abbate Antonio Landi den Text aus eigenem Antriebe schrieb, was ich nicht annehmen möchte, oder auf Anraten des Berliner Theaterintendanten, des auf Prauß in Schlessien begüterten Grafen Johann Carl von Zierotin-Lilgenau (1719—17. 8. 1775), oder gar auf Anregung von Dittersdorf selbst, dessen Bestrebungen, in Berlin festen Fuß zu fassen, ja bekannt sind, das läßt sich heute nicht mehr feststellen. Vielleicht ist auch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß der Anstoß zur Schaffung des Werkes vom Prinzen von Preußen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm II, ausging, der unserm Komponisten bekanntlich recht gewogen war, und der, im Hinblick auf den schon damals todkranken Berliner Hofkapellmeister Joh. Fr. Agricola, im Sinne gehabt haben mag, der Aufmerksamkeit seines Onkels unauffällig einen ihm selbst genehmen Komponisten als Nachfolger zu empfehlen. Landi nennt das Stück „Serenata a più voci con Prologo“, während die nebenstehende deutsche Übersetzung von einem „Singspiel“ spricht. Der Prolog spielt in der „dunklen Höhle“ des „Verhängnisses“, deren seitlich gelegenes „Heiligtum“ durch einen „finstern Vorhang“ verschlossen ist. Hier findet sich der „Genius von Europa“ ein, um von dem „Verhängnis“ zu erfragen, wer der von Jupiter verheißene gekrönte Gehilfe sei, der ihm die schwere Bürde erleichtern solle. Das „Verhängnis“ nennt wohl den König von Preußen, der als weisester, größter und gerechtester Beherrscher schon der Erde geschenkt sei, weigert sich aber, Näheres über ihn auszusagen. Auch der „Zeit“, die dem „Genius“ das „Verhängnis“ entschleierte hat, ist diese Aufgabe zu groß, sie fordert den „Genius“ auf, in den Olymp mitzukommen, wo heute die Frage erwogen werde, was für die Welt und ihre Reiche das Beste sei.

Im Olymp, im Palaste des Göttervaters, wohnen wir nun dem „Tribunal Jupiters“ bei. Der Gott sitzt auf seinem Throne. Apollo, Minerva, Mars und Fortuna, auf Wolkengruppen, haben jeder sein Gefolge, die Chöre, um sich. Nach einem längeren, einleitenden Chorsatz, in dem das Gefolge der vier Gottheiten teils gemeinsam, teils einzeln den Göttervater anruft zu verkünden, was den Herrschern und der Erde am heilsamsten sei, ergreift dann Jupiter das Wort und fordert die Götter auf, die Gründe für die Behauptung jedes einzelnen von ihnen vorzubringen, daß nur er allein gute Fürsten zu bilden und den Untertanen Heil zu schaffen vermöge, er selber würde dann das Urtheil fällen; Zorn und Zanksucht aber sollten von dieser Untersuchung fernbleiben. Darauf folgen nun die Reden Apollos und Minervas, die Wissenschaften und Künste

* Herr Oberstudien-director Dr. Harandza hatte nach freundlicher Vermittelung des Herrn Bürgermeisters Dr. Waernbrunn, Neisse, und des Herausgebers dieser Zeitschrift die Güte, mir den das Textbuch enthaltenden Sammelband D. IV. g. 8° zur Einsicht zu überlassen.

preisen, sowie Tugend und Regierungskunst. Doch Mars und Fortuna lächeln zu diesen Weisheitsprüchen und führen ihrerseits wehrhaften Mut und Glück als Hauptfordernis für Fürst und Volk an. Apollo und Minerva widersprechen dem, und Jupiter, der alle Gründe würdigt, entscheidet die Meinungsverschiedenheiten schließlich dahin, daß jedes Reich eines Königs bedürfe, der weise sei, Philosoph und Kriegsheld in einer Person, und der, als Freund der Tugend, vom Glücke begünstigt, das Heil seiner Untertanen schaffe; solch einen Herrscher, dessen Größe keiner noch erreichte, habe er dem staunenden Europa schon gegeben. Ein längeres Schlußensemble, das in einem Tutti-Sage ausklingt, beendet die Serenata.

Dittersdorfs Komposition, die um 1840 Ludwig Kellstab besaß, hat sich bis heute nicht auffinden lassen, über sie können wir nichts ausagen. Wir wissen nur, daß die Stimm-
lagen der Solopartien des Werkes den Personalverhältnissen der Berliner großen italienischen Oper angepaßt waren. Alle drei Personen der Prologs sangen Sopran, im Singspiel selbst hatten Apollo, Minerva und Fortuna die gleiche Stimm-
lage, während Jupiter im Alt und Mars im Tenor sich bewegte. Das mit einem kleinen Schlußduett der „Zeit“ und des „Genius von Europa“ schließende Vorspiel weist nur je eine Arie der drei handelnden Personen auf. In der Olympszene sind Jupiter, Apollo und Fortuna je zwei Arien zugeteilt, während Mars und Minerva mit je einer sich begnügen müssen. Abgesehen von den Eröffnungs- und Schlußchören greift das Gefolge der Gottheiten je einmal in die Handlung ein, indem es die Reden seines Herren unterstreicht; nur Apolls Diener dürfen ihres Herren erste große Arie zweimal unterbrechen.

Der König schickte dem Intendanten von Zierotin-Lilgenau den Text am 29. Oktober 1774 zurück und bat ihn, schon der Kosten halber von der Aufführung der Serenata abzusehen, da es weder in Berlin noch in Wien mehr Sitte sei, die Geburtstage zu feiern. Er erschien auch nicht zu der Aufführung, die erst post festum, am 27. Januar 1775, unter allgemeinem Beifall bei der Königin Elisabeth Christine durch die Kgl. Kapelle und die Sängler der großen italienischen Oper stattfand. Die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ sprechen wohl von der „vortrefflichen Komposition des berühmten Herrn von Dittersdorf“ und sagen, daß „die meisterhafte Musik“ „mit neuen und starken Gedanken völlig durchweht“ sei „und sich vor sehr vielen anderen Stücken dieser Art rühmlichst auszeichnet.“ Aber es werden auch andere Stimmen laut. Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, berichtete diesem am nächsten Tage: „Das Interessanteste war der Gegenstand (des Stückes), das Urteil des Jupiter, der alle Gottheiten zusammenrief, die sich in dem Geständnis einten, daß jede einzelne von ihnen mit Dir sich in die Attribute ihres Ruhmes und ihrer Verdienste geteilt habe.“ Ich erinnere mich ferner, vor rund 18 Jahren noch ein weiteres



Das östliche Dorf. I

Br. Schmielek.
1928.

Professor Bruno Schmielek/Beuthen

Holzschnitt aus dem Mappemwerk
„Das östliche Dorf“ 1928

Urteil über diese Aufführung gelesen zu haben, welches besagte, daß dieses Nacheinander der einzelnen Lobpreisungen der Gottheiten doch von etwas komischer Wirkung gewesen sei, kann mich aber z. B. nicht mehr auf die Quelle besinnen, aus der ich damals schöpfte.

Das jetzt neu aufgefundenene Textbuch dieser Serenata diente nicht zu der eben besprochenen Berliner Uraufführung, sondern zu einer bisher unbeachtet gebliebenen Konzertaufführung, die der Breslauer Musikdirektor Beinlich am 23. Januar 1777 veranstaltete. Es ist in Breslau „mit Kreuzerischen Schriften“ ohne Jahresangabe gedruckt und enthält außer den Rollenangaben den italienischen Originaltext mit rechts danebenstehender deutscher Übersetzung.

Beinlich, der zu des Königs Geburtstage (24. Januar) im Jahre 1775 Händels „Alexandersfest“ und im Jahre 1776 dessen „Judas Maccabaens“ aufgeführt hatte, brachte vor dieser „festlichen Musik“ „doppelte Chöre von Pauken und Trompeten“ und zeigte (Schlesische Zeitung, 20. Januar 1777) noch besonders an: „Man kann mit Grunde die Musik des zweiten Teil (des eigentlichen Tribunals Jupiters) durchaus empfehlen und ersucht die Zuhörer, vorzüglich den letzten Chor mit Aufmerksamkeit abzuwarten, in welchem der Komponist vorzüglich Schönheit, Neuheit, Annehmlichkeit und Pracht scheint verschwendet zu haben.“ Wie die Aufführung verlief, wer die Solopartien sang, wie Orchester und Chöre besetzt waren, alles das wissen wir nicht. Die Schlesische Zeitung vom 25. Januar 1777 meldet nur ganz kurz, daß das Werk „auf das vortrefflichste aufgeführt“ wurde. Der Voranzeige Beinlichs können wir allerdings entnehmen, daß die Aufführung für die damaligen Verhältnisse Breslaus glänzend gewesen sein muß, wenigstens spricht Beinlich darin von der „der Oper verhältnismäßig gemachten Disposition und ansehnliche Unkosten“ und erhöhte die Eintrittspreise. — Wir wissen nicht, ob es gleichfalls Beinlich war, der schon am 28. Juli 1776 im Fäustelischen Garten-Salon in Breslau „eine ganz neue italienische Cantate, auf den König komponirt“ aufgeführt hatte, deren Musik „von Herrn Ditters von Dittersdorf“ stammte.

Als der bayrische Erbfolgekrieg (1778—79) ausbrach, fand das Johannesberger Theateridyll sein Ende, da der Fürstbischof seine Kapelle entließ. Nach Beendigung der Feindseligkeiten wurden wieder Musiker angeworben und Dittersdorf ließ, wie er in seinen Lebenserinnerungen sagt, „sogar nicht nach, bis wir wieder ein kleines Theater hatten.“ Es wurde, allerdings erst nach längerer Pause, 1783 „in der bürgerlichen Schießstadt“ errichtet. Der Fürstbischof, in seinen Einkünften sehr geschmälert, konnte nicht mehr so viel Geld für das Theater ausgeben wie vorher, deswegen nahm Dittersdorf Eintrittsgeld, dessen Reinertrag zum Besten des Armenwesens der Stadt Jauer-nig-Johannesberg und des ganzen Kirchensprengels verwendet wurde. So saßen denn

der Oberkaplan als Oberaufseher des Armeninstituts der Stadt und einige vornehme Bürger an der Kasse. Die neue Einrichtung bewährte sich recht gut.

Wir sind über dies zweite Theater fast noch weniger unterrichtet als über das erste. Das Personal war jedenfalls größer als vor dem Kriege, wenn auch wohl kaum ebensoviel bezahlte Kräfte mitwirkten. Es hatten sich nämlich seit Entstehen der Johannesberger Kapelle eine ganze Reihe recht tüchtiger Dilettanten herangebildet, die freiwillige Mit-helfer wurden. So waren z. B. neben mehreren wiedergeworbenen Mitgliedern der früheren Kapelle zwei Regierungsräte, Vincenz von Böhm und Richter, im Orchester tätig. Aus Bürger söhnen und -töchtern wurde ein brauchbarer Chor gebildet, der sogar in der Zeit, in der Dittersdorf in Wien weilte, eine Konzertreise nach Breslau un-ternahm, wo er am 17. Oktober 1786 ein Gastspiel im Schauspielhause gab. An frei-willig mitwirkenden Gesangsolisten werden uns hier genannt die Tochter des ver-sterbenden Landeshauptmanns, Freiin von Jedlitz, sowie zwei Baronessen von Tauber. Von bezahlten Solokräften sind bekannt geworden: der aus Prag stammende Bassist Anton Batka sowie sein Bruder der Tenorist Wenzel Batka, der auch Jagott spielte, und der Tenorist Franz Spindler, aus der Grafschaft Glas gebürtig. Spindler scheint auch Kompositionschüler Dittersdorfs gewesen zu sein, denn bald nach seinem Aus-scheiden aus Johannesberg (1. April 1793) tritt er in der Wäferschen Schauspielers-gesellschaft in Breslau als Komponist hervor.

Das Repertoire des Theaters, auf dem wöchentlich meist nur eine Vorstellung stattfand, umfaßte jetzt wohl auch die deutschen Opern Dittersdorfs; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß sie in Johannesberg z. T. in italienischer Sprache mit Cecco-rezitationen gegeben wurden. Dittersdorf selber sagt über diese Zeit nur: „Während dieser Epoche stoppelte ich, nebst den drei deutschen in Wien aufgeführten, noch mehrere Opern zusammen.“

Mit ziemlicher Sicherheit können wir annehmen, daß folgende seiner Opern in dieser Periode in Johannesberg aufgeführt wurden:

Doktor und Apotheker. Singspiel in 2 Aufzügen. Text von Stephanie d. J.

Betrug und Aberglauben. Singspiel in 2 Aufzügen. Text von J. F. Oberl.

Democrito corretto. Opera giocosa in 2 Aufzügen. Text italienisch von Dittersdorf, deutsch von H. G. Schmieder.

Die Liebe im Narrenhause. Singspiel in 2 Aufzügen. Text von Stephanie d. J.

Hieronymus Knicker. Singspiel in 2 Aufzügen. Text von Dittersdorf.

Das rote Käppchen, oder: Hilfts nichts, so schadts nichts. Komische Operette in 2 Auf-zügen. Text von Dittersdorf.

Der Schiffspatron oder der neue Gutsherr. Singspiel in 2 Aufzügen. Text von Dittersdorf.

Hokus-Pokus. Komische Oper in 2 Akten. Text von Dittersdorf
vielleicht auch Die Hochzeit des Figaro, ein komisches Singspiel in 2 Aufzügen, sowie
Der Teufel ein Hydraulikus. Lustspiel in 2 Aufzügen. Text von J. F. C. Albrecht
(pseud.: J. F. A. Stabe) und das zu Ehren eines Pfarrers geschaffene Gelegen-
heitswerk Der reisende Schulmeister.

Dittersdorf dirigierte die zur Aufführung gelangenden Opern, wie alle Nachrichten
besagen, sehr gut. Außer seinen Werken wurden auch die Schöpfungen anderer Kom-
ponisten, allerdings wohl seltener dargestellt. Nähere Angaben hierüber haben sich
leider nicht erhalten. Wir dürfen aber wohl als ziemlich sicher annehmen, daß neben
Singspielen von Dittersdorfs Schüler Wenzel Müller auch einige von Joseph Haydns
Opern (im Austauschwege?) nach Johannesberg gelangten; ich glaube, daß diese Ver-
mutung besonders bei *La fedeltà proemiata*, *La vera costanza*, *Orlando paladino*
und *Armida* nicht gerechtfertigt erscheint.

Dittersdorfs Frau, die nie eine Schönheit gewesen war, verkörperte auch im Alter noch
junge Mädchen und Liebhaberinnen. Was ihr an natürlichen Reizen abging, ersetzte
sie aber durch entzückenden Gesang, der ihren hohen, reinen und äußerst wohlklingenden
Copran in hellem Lichte erstrahlen ließ.

Es ist nicht viel, was uns aus dem stillen Johannesberg überliefert ist. Spätestens im April
1794, anscheinend jedoch schon früher, mußte auch diese zweite Bühne geschlossen werden,
da der infolge seiner Zurücksetzung gemütskranke Fürstbischof keine Musik mehr wollte.
Diese Gemütsdepression des Fürstbischofs wußten gewissenlose Neider derart auszu-
nutzen, daß Dittersdorf nicht nur die Amtshauptmannschaft von Johannesberg, die ihm
für den Fall des Freiwerdens zugesagt worden war, entging, sondern daß es ihm sogar
eine Zeitlang verboten wurde, ungerufen vor seinem Herren zu erscheinen. Mannhaftes
Benehmen setzte ihn jedoch wieder in die Gunst des Kirchenfürsten, auch die Abend-
konzerte, die man dem Bischof zu verleiden gewußt hatte, fanden wieder statt. Ditters-
dorf siedelte schließlich sogar ganz auf das Schloß über und war ständig um den
Kranken bemüht. Natürlich war dies aber sehr anstrengend und vergrößerte die Leiden
unseres Komponisten, Podagra und Hämorrhoiden, derart, daß er nach 25monatigem
Aufenthalt im Schlosse schwer erkrankte. Seine Neider schwärzten ihn in dieser Zeit
wiederum an und zwar derart, daß er am 7. April 1794 den Befehl erhielt, das
Schloß nie wieder zu betreten und innerhalb von 8 Tagen auf seinen Amtsposten nach
Freiwaldau sich zu begeben. Schwer waren die Verdächtigungen, doch Dittersdorf
wurde von dem Vorwurfe, eine unredliche Handlung begangen zu haben, durch ein
Dekret des Wiener Hofes freigesprochen und erhielt auch Genußtunng. Nach dem Tode
des Fürstbischofs v. Schaffgotsch wurde er von dessen Nachfolger mit recht kleiner
Pension in den Ruhestand versetzt und litt in den letzten Jahren bittere Noth.

Dittersdorf mußte leider seinen eigenen Ruhm überleben und fand für seine letzten Werke kaum einen anderen Käufer als das Delfer Hoftheater.

Der Freiherr von Stillfried auf Schloß Neuhoß bei Rothhotta, der später sein Schwiegersohn wurde, gewährte ihm bei sich eine Ruhestatt für seine beiden letzten Lebensjahre, bis der Tod ihn am 24. Oktober 1799 von seinem schweren Podagraleiden erlöste. „Dittersdorf führte“, wie schon die Allgemeine musikalische Zeitung vom Jahre 1800 erkannte, „sein Unstern mehrenteils zu abgeschmackten, poetisch schlecht ausgeführten Sujets, wobei er vielleicht, doch oft vergebens, hoffte, den Mann von Bildung durch seine gefällige Musik zu täuschen und ihn gegen Überdruß zu schützen.“ Und wenn zum großen Teile auch aus diesem Grunde sein Name heute nur selten, meist bei musikhistorischen Aufführungen, auftaucht, so ging doch einst eine nachhaltige Wirkung aus von seinem Opernschaffen in dem stillen Sudetenwinkel. Mit seiner liebenswürdigen Musik hat das Talent Dittersdorf selbst das Genie Mozart eine ganze Zeit lang derart in den Schatten gedrängt, daß Dittersdorf einer der meistgespielten Komponisten jener Tage war.

Oberschlesische Vorstadtstraße

Von Hermann Falk-Gleiwitz

Diese Straßen sehen alle wie namenlos unglückliche Frauen aus, wie Frauen, deren Hände zerrissen von vergeblichem Greifen nach Unmöglichkeiten sind, wie Frauen, deren hungrige Augen sich krank weinen, nahe der Sehnsucht, wie Frauen mit gebeugtem Rücken, müden Füßen und mit Gesichtern, die irgendwie im Letzten schon garnicht mehr denen gehören, die ewig um sie sind.

Es ist, als ob ständige Schleier um diese Straßen hingen. Sehr dunstig sind diese Schleier, und alle Geräusche ersticken darin wie in schmutziger Watte. Alle Schreie, die in den Häusern dieser Straßen gestöhnt werden, schrumpfen unter den Schleiern ineinander zu einem einzigen, kleinen, verzagtwehen Lächeln, und alles, was von Frauen und Kindern in diesen Häusern geschluchzt wird, klingt unter ihnen dünn, fadenscheinig und leer wie Regentropfen auf ausgetretenen Bürgersteigsteinen.

Irgendwie sind alle diese Straßen sehr traurig. Ihre Häuser haben zwar manchmal Gesichter, die über die Trostlosigkeit oder Herzen hinwegzutäuschen sich bemühen, aber diese Gesichter sind ängstlich wie die Lügen in den Gesichtern halbwüchsiger Knaben, die sich vor großen Schlägen fürchten, welche von zornigen Vätern zu erwarten sind. Manchmal scheinen diese Straßen überhaupt nur eine einzige, hinterhältige Lüge. Das

ist dann, wenn Sonne in sie hineinscheint, daß Staub in ihnen tanzt und Papierfetzen ganz unwahrscheinlich weiß und warm werden. Alle Leute der Vorstadtstraße fühlen diese Lüge des Sonnenscheins, aber alle sind froh über diese Lüge, wie alle Menschen der Welt froh sind über alle Lügen des Lebens.

Die Häuser dieser Straßen sind Kindern gleich, die vorzeitig alt wurden. Es ist etwas Furchtbares, Kindergesichter mit Runzeln um den Mund, mit unreiner Stirn und wissenden Augen zu sehen. Solche Gesichter haben die Häuser dieser Straßen.

Die Höfe hinter den Häusern mit den alten Gesichtern sind wie im Frühling begrabene junge Frauen. Steine liegen in ihnen, als seien sie unsichtbare Tote, und hin und wieder sproßt zwischen diesen Steinen ein welkes Büschel Gras, krank und ausgezehrt, nur da, um das Untröstliche der Steinleichen zu verstärken. Ab und zu klingen die frechen Töne eines Leierkastens durch die Gräber dieser Höfe, und ab und zu zittert das irrende Sehnen einer Mandoline weinend an ihnen herauf gegen die weißen Mauern.

Das sind dann die Stunden, in denen die Frauen der Steinwüste den bleichen Kopf über den nassen Dunst des Waschfasses heben, in denen die zerrunzelten Hände für Sekunden feiern, um sich gleich darauf doppelt stark in heiße Arbeit zu werfen, als schämten sie sich, untätig gewesen zu sein. Das sind die Stunden eines unerträglichen Schmerzes, gekommen von nirgendwoher, herausgeboren aus Seelen, die sich nicht kennen, und die vor ihren eigenen Tiefen schandern.

Das sind dann auch die Stunden, in denen die Männer vergessen, wie stumpf sie eigentlich sind. In denen sie lauter sprechen, nur um zu hören, daß ihre Seele noch sprechen kann und nicht verdorrt ist gleich dem welken Büschel Gras zwischen den gestorbenen Hoffsteinen. Das sind die Stunden, in denen man nichts wünscht — nicht, weil man wunschlos ist, sondern weil man fühlt, daß alles Wünschen vor dem tönenden Inneren eines sehnsüchtigen Ichs ohne Zweck und ohne Sinn ist.

Was an Geräuschen ist in diesen Häusern, was an Gerüchen ist in ihnen, was an Farbe und Form, an Sinn und Wesen — es wirkt immer in gewissem Sinne ungegenwärtig, zeitlos vielleicht und auch raumlos, von einer Entfertheit, die Hintergründigkeiten vermuten läßt, wo nur Flächen sind. Man glaubt im Bannraum dieser Häuser durch die Dinge hindurch sehen zu können, so sehr scheinen sie nur Folie.

Alles wäre wohl nur Schatten, wenn diese Häuser keine Kinder hätten. Aber es sind viel Kinder in den weißen Höfen. Um eine Regentonnen herum spielen sie, um einen schiefen Kaninchenstall, um eine alte Wanne, von der niemand weiß, wem eigentlich sie gehört, so lange steht sie schon unbenutzt. Bunte Glascherben haben diese Kinder in den mageren Händen, blinkende Bleichstückchen, alte Flaschenverschlüsse, zerbrochene Tassenköpfe, vielen wertlosen Kram. Sie spielen damit. Sie sind glücklich damit.

Das ist das Bestimmende: sie sind glücklich. Was ist Glück? Eine leise und verlorene

Selbstvergessenheit, ein tiefes Schweigen im Innern. Die zerarbeiteten Männer, die müden Frauen dieser welken Häuser haben keine Selbstvergessenheit mehr in sich, ihnen fehlt dieses Schweigen der Seele. Das kommt daher, daß sie sehr gleichgültig geworden sind. Gleichgültig wie die Straße, die ihnen gehört, und gleichgültig wie die Häuser, denen sie verhaftet sind. Der im Endzweck Gleichgültige kann nie wahrhaft glücklich sein.

Deshalb sind nur die Kinder dieser Häuser glücklich. Und nur ihrer Kinder wegen haben diese Häuser überhaupt das Recht zu leben.

Der „Scheß“

Eine Erzählung aus den oberschlesischen Wäldern

Von Schimmel-Falkenan

Weite Sandwege führen von Lubliniz tief in die unendlichen Wälder von Malepartus, lösen sich langsam in fließende Sandbäche auf, in denen die Wagen nur mühsam hinfahren. Hin und wieder leuchten in vereinzeltten Schonungen die weißen Kopftücher der Kulturträgerinnen auf, hin und wieder hallt Urtschlag durch die Jagden hoher Kiefern. Auf einer kleinen Anhöhe inmitten der unendlichen Wälder liegt Dezierzagora, kaum ein Dorf, nur eine kleine, arme Siedlung, in der das festgefügte Forsthaus wie ein schloßhaftes Gebäude aus den schwarzen Strohdächern der Waldarbeiterhütten aufragt. Hier wohnte Förster Brand. Seine Frau war vor Jahren gestorben, sein Sohn Clemens tat bei ihm Dienst als Hilfsförster. Dreimal in der Woche waren sie abends im nahegelegenen Collarnia, saßen dort mit dem Pfarrer und Lehrer zusammen im Herrenstübchen des einfachen Gasthauses und plauderten vom Hingang der Zeit.

Ein heller Oktobertag ging über die Vesper. Förster Brand saß bei den Freunden, indessen Clemens im Revier noch einmal nach dem großen Schlage im achten Jagden sah. Durch die offenen Fenster trat der Sonne letzter Gruß in das niedere Zimmer. Am Rande der Wälder standen die Dicks noch in den Spätkartoffeln.

„Und wie geht es dem Scheß, Herr Revierförster“, fragte der Lehrer.

Der Pfarrer wandte sich und folgte mit freundlichen Augen den Worten.

Förster Brand trug ein fast glückliches Lächeln in den tiefgebräunten Zügen, er strich sich wohligh durch den grauenenden Bart: „Meinem Scheß, o, dem geht es gut.“

Herzliche Liebe sprach aus seinen Worten. Alle wußten um jene wunderliche Freundschaft zwischen Förster Brand und jenem Hirsch, der wegen einer Blässe an der Stirn

der „Scheck“ genannt wurde, als Einzelgänger durch die Jagden streifte. Alle hatten den alternden Förster schon mit seinem Freunde gesehen, er streichelte ihn, er sprach mit ihm, und mit vorsichtig gehaltenem Geweih rieb sich der Scheck an seiner Schulter. Ansonst aber war das Tier scheu, sogar zu dem Hilfsförster wollte es kein Vertrauen fassen. Und einige Arbeiter wußten zu berichten, daß nur die Nähe des Dorfes sie einstmals vor einem bösen Angriff des „Schecks“ gerettet habe.

Vom Walde her klang lautes Rufen. Fast war es ein Schreien. Förster Brand sagte ärgerlich: „Die Dzuks werden mir noch das ganze Wild vergrämen.“ Damit stand er auf und wollte hinausgehen, als der Wirt rasch eintrat, aufgeregt mit schreckhaften Augen: „Die Agneska Dzuk kommt wie wild dahergerannt, Herr Revierförster und ruft nach Ihnen.“

Brand schritt eilends hinaus. Die Anderen erhoben sich und traten unter die Tür. Am Waldbrand standen viele Leute eng beisammen.

„Was ist denn geschehen?“ fragte der Pfarrer einen Waldarbeiter.

„Der Scheck, Herr Pfarrer, der hat den Clemens . . .“

„Ich will einmal sehen,“ sagte der Lehrer gehegt und rannte.

Die Leute standen oben, hatten die Hütte abgenommen. Der Lehrer streckte die Arme abwehrend aus. Förster Brand stand schweigend vor der Bahre, auf der zwei Holzfäller den Hilfsförster hergetragen hatten. Sein Gesicht zuckte, seine Augen waren groß geöffnet. Er sah auf seinen toten Sohn, gürtete den Hirschfänger locker und ging mit weiten Schritten von der Gruppe fort, mächtig ausschreitend in den dunkelnden Wald hinein.

„Der „Scheck“ hat ihn zerrissen,“ sagte der Lehrer zum Pfarrer dann tonlos.

Sie legten ein Leinentuch über den Toten. Sie trugen ihn schweigend in das Forsthaus hinauf. Fast das ganze Dorf ging mit. Dann warteten sie in Dziejewzagora auf die Rückkehr des alten Brand.

„Ich kann ihn diese Nacht nicht allein lassen,“ sagte der Pfarrer.

Tief in der Nacht erst kehrte Revierförster Brand aus den Wäldern heim. Er sah still zu den Menschen hin, so daß diese seinem Wege scheu auswichen. Der Lehrer und der Pfarrer folgten ihm. Sie saßen zu Dritt dann beisammen.

„Und der Scheck“, fragte der Lehrer.

Da hob der alte Förster den Kopf: „Ich habe mit dem Scheck gesprochen, lange Zeit, über eine Stunde wohl, und den Hirschfänger habe ich wieder eingesteckt. Ich konnte dem Tier nichts tun.“ Der Förster legte die Hände vor die Augen und stützte die Ellenbogen auf die Knie. Schweigend lauschten die Anderen seinem schweren Atem.

„Wie er mich angesehen hat . . . wie er durch das Unterholz brach, als ich ihn rief, als ob er es nicht erwarten könnte . . . und wir haben zusammen gesprochen . . .“

Seit diesem Tage hielt sich der alte Revierförster von allen Bekannten fern. Der Pfarrer und der Lehrer suchten ihn, aber er war fast Tag und Nacht in seinen Wäldern. Nur durch Zufall wurde bekannt, daß Brand um seine Verletzung in ein anderes Revier nachgesucht hatte. Eines Tages fuhr ein hoher Wagen vor, Arbeiter luden die Habseligkeiten Brands schnell auf. Das Dorf Collarnia und die ganze Siedlung Dezierwezagora umstanden den Auszug. Der Pfarrer und der Lehrer reichten Brand schweigend die Hände, sie konnten ihm nicht sagen, daß er in seinem jäh schlohweiß gewordenen Haar und dem unstätten, scheuen Blick in den Augen ihnen wie ein Fremder erscheine. Er sah kaum ein anderes Auge an.

„Wo geht es denn hin, Herr Revierförster,“ fragte der Lehrer schließlich.

„Jegendwohin, Herr Lehrer,“ antwortete Brand, „wo mich niemand kennt.“

Als er auch auf dem Wagen saß, richtete er sich plötzlich noch einmal auf und sagte laut zu allen, die zu ihm aufsahen: „Aber daß mir niemand dem Scheck etwas antut.“ Dann zogen die Pferde im sandigen Boden schwer an.

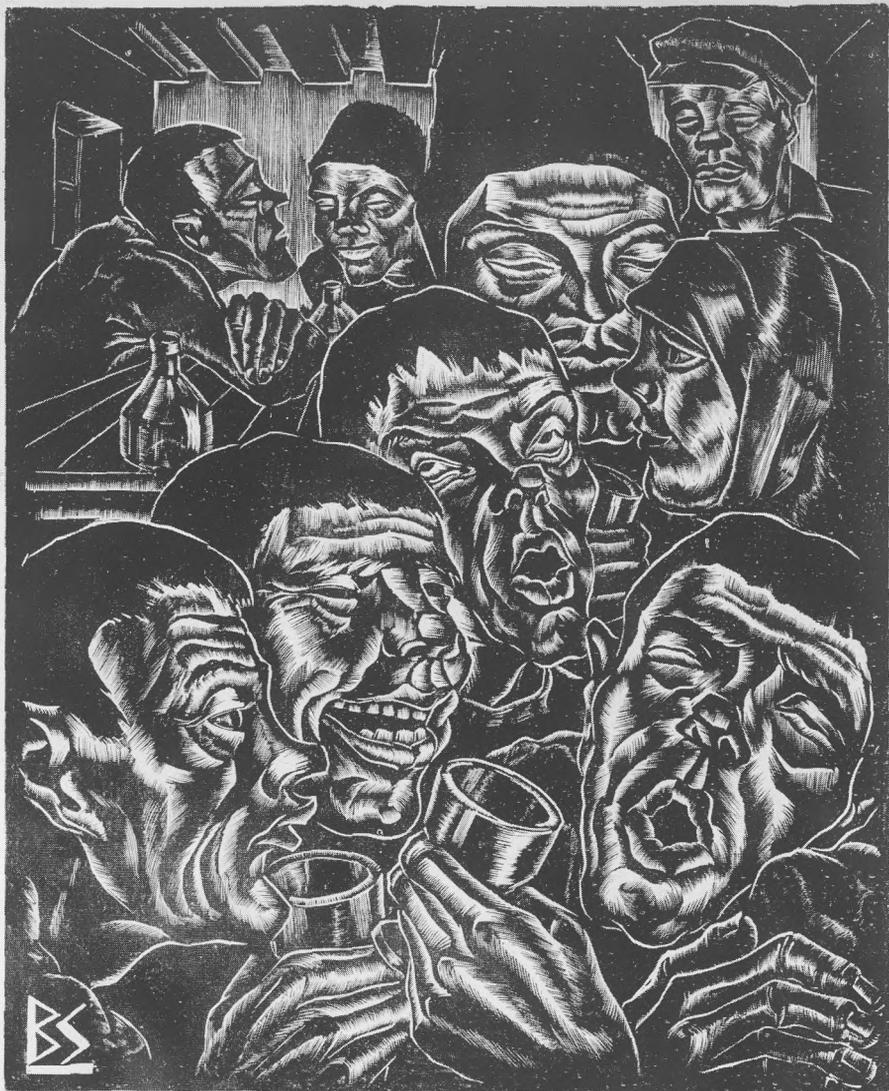
Ein Jahr ging hin. Der neue Revierförster Harusch kam in der Woche dreimal in Collarnia mit dem Lehrer und dem Pfarrer zusammen, sie saßen in dem niederen Herrenstübchen des Gasthauses und plauderten vom Hingang der Zeit.

Eine große Auktion belebte die träge Stille der Lage in dieser Landschaft. Aus ganz Oberschlesien waren die Holzhändler gekommen. Das niedere Gasthaus in Collarnia vermochte den Ansturm der Gäste und ihr mannigfaches Begehren kaum zu bewältigen. Die Herrenstube saß voller Männer. Die Worte gingen hin und her. Man sprach nebenbei auch einmal von dem Unglück, daß den Förster Brand vor einem Jahre betroffen hatte, der Lehrer sagte:

„Und seitdem ist Brand verschwunden, wir wissen nicht, wohin er gegangen ist.“

„Merkwürdig solche Freundschaft zwischen Mensch und Tier“, antwortete ein Holzhändler aus der Gegend um Rybnik herum, „vor einem Jahre ungefähr kam in unser Revier da unten ein alter Förster, so ein richtiger Einsiedler, mit einem schlohweißen Haar und einem scheuen, ablehnenden Benehmen. Wir konnten mit ihm nicht warm werden. Und unter der Bevölkerung hat sich diese Scheu fast zur Furcht gesteigert, als nach einigen Wochen einige der Arbeiterinnen beim Pflanzen plötzlich aus einer nahen Schonung einen hohen Hirsch heraustreten sahen. Der alte Förster soll fast aufgeschrien haben, ist auf den Hirsch zugegangen, hat ihm den Arm um das Geweih gelegt und ist dann mit dem Tier im Walde verschwunden. Seitdem haben ihn wohl alle schon mit seinem seltsamen Freunde gesehen.“ Der Erzähler sah sich um: „Das ist doch auch eine kuriose Sache, nicht?“

Der Wirt fragte schnell: „Wie heißt denn der Förster?“



Schmielke, Vol. II.

B. Schmielke
1928

Professor Bruno Schmielke/Beuthen

Holzchnitt aus dem Mappenwerk
„Das östliche Dorf“ 1928

Der Holzhändler darauf: „Brand“.

Und der Lehrer hastig und erregt: „Und hat der Hirsch auf der Stirn eine Wunde, wissen Sie das?“

Der Holzhändler verwundert: „Ja, freilich, einen großen hellen Fleck, in der Sonne sieht er ganz weiß aus.“

Der Lehrer vermochte unter dem Drange innerer Bewegung kaum zu reden, als er die anderen aufklärte, daß das derselbe Förster ist, der vor einem Jahre hier dieses Unglück hatte, und daß der Hirsch ihm nachgewandert sein muß. Diese Stille folgte seinen Worten. Schließlich hob einer das Glas und sagte fast feierlich:

„Auf den alten Brand und seinen Scheck.“

Schweigend und ergriffen gaben sie alle Bescheid.

Platte mit Pilzen

Von Victor Kaluga

Pfifferlinge

Ein Schwarm gigagelber Käfen ist auf die Waldblöße getrippelt und staunt das Spiel eines Sonnenkringels an. Nimm deinen Hut, stülp ihn drüber und du hast sie.

Der Steinpilz

Ein kugelrunder Herr mit Steifhut, behäbig in ein Moospolster gelehnt, beim Rauschen der Wipfel sanft entschlummert. Neben ihm ein Lannenzapfen, seine weggelegte Zigarre.

Champignons

Die garten. Als ob sie fröhen. Sehen so rosig aus wie Marzipanschweinchen.

Der Butterpilz

Schleimig wie Schnecke.

Der Reizker

Röstlicher Kelch voll herbstlicher Herbe.

Der Birkenpilz

Stets in Gesellschaft der Birkenmädchen und nie rasiert.

Und der Satanspilz

Rühr ihn nicht an. Er kriegt die Wut, daß er blau und grün anläuft, der Satansbraten.

Was hört man nachts zwischen Leipzig und Breslau?

Von Wilhelm Meridies

Obwohl ich fast eine halbe Stunde vor Abgang des Nachtschnellzuges Leipzig/Breslau auf dem Bahnsteig kam, glückte es mir erst nach längerem Suchen, noch einen freien Eckplatz zu finden. Leider mußte ich meine Hoffnung auf einen Fensterplatz und die Unnehmlichkeit eines Klappstischchens aufgeben, denn teils waren die Plätze schon besetzt, teils zeigten mir die weißen Papierstreifen am Gepäcknetz, daß hier umsichtiger Reisende vorausbestellt hatten. Ich erinnerte mich, daß es der letzte Tag der Frühjahrsmesse sei, und als der überfüllte Zug schließlich aus der Halle rollte, musterte ich aus meiner Ecke an der Tür meine sieben Reisegefährten. Ich gestehe, daß ich dies nicht gerade freudigen, liebevollen Herzens tat. War ich noch im Leipziger Wartesaal verweilen genug gewesen, mir vorzugaukeln, ich würde mich mit meinen durch einen zwölfstündigen Reisetag schon redlich ermüdeten Gliedern nun Nachts ausstrecken können, so war dieser Traum jetzt nicht nur ausgeträumt, sondern ich mußte angesichts der Körperfülle meines Banknachbarn fürchten, am andern Morgen innerlich wie äußerlich sehr ramponiert mein Reiseziel zu erreichen. So egoistisch ist der Mensch. Ich dachte nicht einmal daran, daß ich ja nicht allein diesem Los entgegenfuhr.

Noch war ich mir selber gram, aus falscher Sparsamkeit Dritter gelöst zu haben, als es mir auffiel, wie mißgestimmt meine Reisegefährten blickten, wie unduldsam sie sich gegeneinander betrugten. Nun erst merkte ich auf ihr Gespräch, offenbar kannten sie einander schon, ein paar Minuten später wußte ich, daß es allesamt Geschäftsleute waren, die auf der Messe ausgestellt und acht oder zehn anstrengende Tage hinter sich hatten und nicht gerade befriedigt von ihren Aufträgen heimfuhren. Auch wer nicht Fabrikant oder Kaufmann ist, kennt heutzutage alle diese Themen aus Politik und Wirtschaft, vom unerträglichen Steuerdruck angefangen bis zu den gewagtesten Umsturzpropheten und Diktaturplänen, an denen sich die Gemüter im Handumdrehen leidenschaftlich erhitzen. Einigermaßen bänglich um meine Nachtruhe verfolgte ich die immer erregtere Formen annehmende Entwicklung des Gesprächs. Auch in den Nebenabteilen, — ich war in einen jener sächsischen Wagen ohne Querrände geraten, — stritt man sich laut um ähnliche Fragen.

„Was hat das Ganze denn für einen Zweck“, ereiferte sich schließlich einer der Kaufleute. „Das kennen wir doch alle schon zum Überdruß. Es geht uns nicht gut, das ist sicher. Aber es ist falsch immer zu glauben, es gehe rückwärts. Vorwärts geht's, sage ich, vorwärts!“

Und er erzählte breit, in sichtlich Freude am Reden, heftig gestikulierend, von dem, was er auf der Erfinderabteilung der Messe gesehen habe.

„An einem Stande, es war nur ein einfacher Tisch mit einem Spirituskocher und einem Aluminiumtopf, das Ganze sah nicht gerade reklamös aus, drängte sich eine Masse von

Menschen und staunte, wie ich nachher auch gestaunt habe. Der Mann dort zeigte immer wieder daselbe. Er ließ Wasser aufkochen, schüttelte eine Chemikalie hinein, nahm im gleichen Augenblick den Topf von der Flamme, stürzte ihn auf den Tisch, wartete, als wenn er die Neugier der Leute noch erhöhen mußte, eine Weile, hob dann den Topf und ein Klumpen Eis lag da.“

Allgemeine Entrüstung. Natürlich sei das eine bessere Aufschneidererei. Kochendes Wasser in Eis verwandeln? Das wäre so eine Erfindung!

„Und ob!“, verteidigte sich der Erzähler. „Das Eis können Sie sogar im Sommer als Postpaket verschicken, ohne daß es schmilzt.“

Damit hatte der gute Mann einen neuen Disput entfesselt, und ich muß sagen, daß auch ich einigermaßen skeptisch blieb.

Mitten im schönsten Streit erhob sich ein junger Mann auf dem rückwärtigen Fensterplatz, der sich bisher am Gespräch der Anderen nicht beteiligt, sondern mit der Durchsicht seiner Geschäftspapiere befaßt hatte. Er langte sich ein schwarzes, viereckiges Köfferchen aus dem Gepäcknetz und stellte es vor sich auf das Klappstischchen.

„Sie wollen wohl hier noch in der Nacht ihre vielen Aufträge erledigen,“ meinte einer der besonders unzufriedenen Messebesucher. „Schreiben Sie mal ruhig zu auf Ihrem Maschinchen, wir werden auch das noch aushalten können!“

Der junge Mann lächelte nur auf diese Anzapfung, öffnete mit einem Schlüssel sein Köfferchen, hob den Deckel ab und sah sich wie ein Zauberkünstler, der für seine neueste Attraktion um Aufmerksamkeit bittet, im Abteil um.

Im Stillen hatte ich gleich daran gezweifelt, daß jemand es so närrisch eilig haben sollte, kaum der Tagesfron entronnen, soundsoviele D=Zugstunden vor sich, Geschäftsschreiben zu tippen. Eher vermutete ich, es würde ein Koffer-Grammophon zum Vorschein kommen. Doch ich hatte mich getäuscht. Der junge Mann weidete sich sichtlich an der allgemeinen Verwunderung, sagte nur: „Hübsches Maschinchen, nicht wahr?“, entnahm einer im Deckel angebrachten Tasche ein rechtwinklig gebogenes Gestell, befestigte es senkrecht irgendwie auf dem handlichen Kofferkästchen, fingerte da und dort an Schrauben und Knöpfen herum und bat endlich, sich ein paar Augenblicke ruhig zu verhalten. Sofort hörten wir aus dem Apparat jenes wohlbekannte, von hellen Quietsch-tönen unterbrochene Surren und Summen, das die Nähe einer arbeitenden Radiostation ankündigt, und es wirkte auf uns alle wirklich gleich einem Zauberspuß, als das Kästchen mit einem Male klar und vernehmlich zu sprechen begann: „Achtung! Achtung! Königswusterhausen! Meine Damen und Herren! Das Budapester Trio spielt Ihnen jetzt je drei Kompositionen von Dvorak und Beethoven. Zunächst hören Sie . . .“

„Donnerwetter“, entfuhr es anerkennend dem dicken galligen Herrn, den vorhin das Köfferchen gereizt hatte. „Ruhe!“, „So hören Sie doch zu!“, rief es ärgerlich von verschiedenen Seiten, und als die Musik einsetzte, waren Ärger und Sorgen wie ausgelöscht. Mucksmäuschenstill lauschten acht Männer den zauberhaften Klängen eines Ruhe und Gelassenheit in sich tragenden Adagios. Besänftigung strömte über die halb-

hohen Wände auch in die Nebenabteile hinein, bald verstummten auch dort die Gespräche und nur noch das gleichmäßige Geräusch der über die Schienen eilenden Räder begleitete das über hunderte von Kilometern in einem D-Zug-Wagen eingefangene Konzert dreier Künstler in Berlin.

Der junge Mann hatte es nicht ganz leicht, die Tonwellen gleichmäßig rein und stark in sein Kästchen zu bekommen, er mußte es von Zeit zu Zeit je nach der Fahrtrichtung des Zuges drehen und wenden, aber es gelang ihm erstaunlich gut.

Als nach Beendigung des Konzerts mit der Durchgabe von Wetterdienst und Tagesnachrichten begonnen wurde, schaltete er vernünftigerweise ab. Er stellte sich als der Messevertreter für diesen Apparat vor, und wir erfuhren von ihm Preise und Herstellungsfirma, auch Einzelheiten über die innere Anlage dieses neuen Radiogeräts für Reise und Wanderung.

Wie vollständig sich die Verstimmung unter den Mitreisenden dank dieses trefflichen Einfalls inzwischen verwandelt hatte, zeigte sich, als der Vertreter, ohne neidvolle Äußerungen deswegen hören zu müssen, nicht ohne einigen Stolz von den großen Abschlüssen erzählte, die er für seine Firma und insbesondere für dieses Gerät erzielt habe. Im Gegenteil, der eine und andere sprach jetzt schon befriedigter über sein Messeergebnis, alle fanden, daß man die Flinte nicht ins Korn werfen dürfe, es würde sich schon wieder machen.

Was mich betrifft, so beschäftigten sich meine Gedanken noch immer mit dem verdienstlichen Kästchen. Was dann, wenn solch kleine Köfferchen nun dank der Lüchlichkeit dieses jungen Mannes oder seiner Firma und all der anderen eiligst nachfolgenden Konkurrenten in Massen unter die Leute gekommen sein werden? Einfach nicht auszudenken! Ich habe schon genug von den bereits vorhandenen Lautsprechern. Sie fahren ins Riesengebirge zum Wintersport, zur Erholung Ihrer Nerven, wollen vielleicht auch ein paar Bücher lesen, mieten sich in einer garantiert ruhigen Pension ein. Was finden Sie? Ich spreche aus Erfahrung. Drei Lautsprecher in ununterbrochener Lätigkeit. Nicht im Hause, bewahre, aber im Umkreis von hundertfünfzig Metern, erstens vor dem Radiogeschäft (was nur natürlich ist), zweitens vor der Drogerie (weil auch diese Apparate vertreibt), drittens vor dem Hotel Mariental (dessen Wirt damit Gäste anzulocken hofft). Noch hinter den Doppelfenstern können Sie den Verstand verlieren. Das ist Gegenwart. In einigen Monaten wird unter den Ruhebedürftigen im Lande, — oder sterben diese Originale wirklich aus? —, entweder eine Radiorevolution ausbrechen, oder der Herr Minister wird sich noch vorher zu einem drakonischen Polizeierlaß bequemt haben.

Der Tod des Bauern

Von Wolfgang Federau

Fast fünfzig Jahr hindurch, seit er aus der Schule entlassen worden war, hatte der Bauer seine Scholle bearbeitet, dies kleine Stück Erde, das sein eigen war. Hatte gesät und geerntet, hatte gepflügt und gedüngt und gegraben. Hatte gerungen mit dieser Erde, als wäre sie sein Feind, und hatte ihr sein Herz hingegeben, als wäre sie seine Geliebte. Alle Kraft seines Lebens nahm er aus diesem Boden, alle Kraft gab er dem Boden zurück. Und die Erde selbst? Sie hatte ihn beschenkt mit reichen Ernten und hatte ihn gedemütigt mit Hagel und Mißwuchs und Hunger.

Der Bauer aber wurde nur stärker und zäher und härter in diesem wechselnden Kampf, und er wuchs in ihm und mit ihm wie ein Baum, den der Sturm peitscht und den die Sonne liebkost, der aber umso trotziger seine Wurzeln ins Erdreich krallt, es um so fester umschlingt und umfängt. Seine Haut wurde rot und braun und rissig, sein Gang schwer und ernst, aber seine Kraft blieb und es blieb sein Glaube und seine Liebe.

Bis ihn schließlich der Tod anfiel, wie die Axt in den Stamm des Baumes schneidet. Es war keine Krankheit, eigentlich, es war der erste Hieb des Sensenmannes auf seinen Lebensbaum. Und er saß! An einem Morgen, als die vollen Garben golden und ausgereift auf den Feldern standen und alle Hände draußen gebraucht wurden die Ernte einzubringen, ehe das sonnige Wetter vom Regen abgelöst wurde, an einem solchen Morgen versuchte der alte Bauer aufzustehen und sank stöhnend in die Rissen zurück. „Vater, was ist dir?“ fragte sein Sohn ängstlich, als er ihn so vorfand, und suchte im Halbdunkel der Kammer das Gesicht des Kranken.

„Nichts, nichts“ murrte der Alte und wandte sein Antlitz der Wand zu. „Ich bin nicht ganz wohl heute, ihr müßt sehen, ohne mich fertig zu werden.“

Der Sohn, halb beruhigt, nagte an der Lippe. Schlimm trotzdem — eine Arbeitskraft fehlte, und die Zeitung sprach von baldigem Witterungsumschlag. Aber konnte man den Kranken so allein lassen? Es ging wirklich nicht.

„Ich werde Hedwig sagen, daß sie bei dir bleibt, Vater.“ meinte er zögernd.

Der Alte wandte sein Gesicht, mühsam hob er sich etwas hoch, Zorn brannte aus seinen fieberglänzenden Augen.

„Du bist wohl verrückt“ brummte er. „Jetzt, mitten in der Ernte. Böß genug, daß ich nicht mitkann; noch einer ist nicht zu entbehren. Seht nur zu, daß ihr's draußen schafft. Ich selbst — ich brauche niemand!“

Jetzt trat auch Hedwig, die Schwiegertochter, in die Kammer. Sie erkannte rasch, worum es ging. Aber ihr gesundes, junges Gesicht flog ein Schatten ehrlicher Besorgnis

und Kümmernis, aber da sie die Hartnäckigkeit des Alten gut genug kannte, hielt sie es für überflüssig, viel Worte zu verlieren. Wechselte einen Blick mit ihrem Mann, trat an das Bett des Alten.

„Selbstverständlich gehe ich mit raus, Vater“, sagte sie zu dem Kranken, während ihr doch eine leise Angst in der Kehle saß. Aber sie wagte es nicht, ihrer Unruhe durch eine besorgte Bewegung, eine kleine Liebkosung Ausdruck zu verleihen. Sie versuchte zu lächeln. „Du hast es eben etwas schwer gehabt in den letzten Tagen. Du bist doch der Jüngste nicht mehr. Ein, zwei Tage Ruhe, und es ist wieder alles in Ordnung. Ich werde dir Milch und Wasser und ein bißchen Essen ans Bett stellen, paß auf, zu Abend bist du wieder ganz munter.“

Der Alte wollte befriedigt lachen, ein jäher Schmerzsanfall zerschnitt diese Gebärde. „Patentes Frauenzimmer“, dachte er noch, aber er hütete sich wohl, es auszusprechen. Man ist sparsam mit Anerkennungen auf dem Lande. Das führt zu nichts, und macht den anderen nur faul und eitel.

Ehe sie gingen, ließ der Bauer sein Bett ins Wohnzimmer hinübertragen und alle Fenster weit öffnen. Da konnte er, wenn er den Kopf hob, hinaussehen über ein Stück Feld hinten am Horizont. Auch jener Fleck Erde gehörte ihm.

Er hörte noch den leeren Leiterwagen über die Kopfsteine des Hofes rattern und dröhnen, hörte den Knall der Peitsche und ein paar abgerissene Worte von Hedwig, deren rotes Kopftuch in der frühen Sonne wie ein blutiger Fleck leuchtete. Die andern aus dem Dorfe waren wohl schon längst draußen. Es war so merkwürdig still — nur die Hühner scharrtten emsig vor dem Hause, bald wurden auch sie schläfrig und buddelten sich mit leisem Kluckfen in den Staub hinein.

Der Bauer froh ein wenig unter seinen beiden Federbetten, trotz der brütenden Hitze, die von draußen hereinströmte. Dieses Frieren, dieses jeweilige Zusammenschauern, hielt ihn wach, verhinderte ihn am Einschlafen. Seine Gedanken kamen und gingen auf krausen, wunderlichen Wegen. Zum ersten Male hatte er Zeit, über sein Leben nachzudenken. Dieses Leben, so gradlinig, so schlicht und einfach, mit vieler, vieler Mühe und langer Ruhe — war es reich gewesen oder arm? Er wußte es nicht. Es war das Leben eines Bauern, nicht wahr, eines Menschen, der mit seiner Scholle verwurzelt ist und sterben würde, wenn man ihn herausrißte und anderswohin verpflanzte. Viele, viele Sorgen, gewiß. Aber gab es nicht auch Glück in diesem Leben? O doch — oder war es kein Glück, damals, als der Junge geboren wurde? Und dann der Tag, da Hedwig ins Haus kam! Sein Sohn hatte gut gewählt — wie frisch und tapfer hatte Hedwig von Anfang an gleich zugegriffen. Alle schwere Arbeit hatte sie seiner Frau — Gott hab sie selig — aus den Händen genommen, ihr, der immer etwas Zarten, die letzten Jahre so erleichtert. Nun würde er sie also bald wiedersehen, die Alte, droben

im Himmel. Und sie würden sich zusammen über ihre wohlgeratenen Kinder freuen, und wenn der Enkel geboren würde, dann wollten sie einen Stern vom Himmel pflücken und herunterwerfen, vor lauter Freude.

Glück? Der Alte lächelte vor sich hin. War es kein Glück, als er nach fünfjährigem Kampfe das Sdland oben an der Waldecke urbar gemacht hatte und zum ersten Male den Weizen dick und goldgelb seine Halme auf der neuen Erde wiegte? Als er genug Geld gespart hatte, um dem Nachbar Jochen den Streifen längs des Regengrabens abzukaufen, nach dem seit Jahren seine Sehnsucht ging? Hatte er nicht eigentlich immer Glück gehabt, war nicht sein Anwesen von Jahr zu Jahr schöner und größer und fruchtbarer geworden?

Der alte Mann faltete die Hände.

Ein kindliches Gottvertrauen lebte in seinem Herzen. „Unser Vater, der Du bist im Himmel“ betete er mit flüsternder Stimme, und plötzlich fühlte er sich in wunderlicher Art getröstet und geborgen. Sterben? Nun ja, er würde jetzt wohl sterben müssen — aber plötzlich schien es ihm garnicht mehr so schwer. Man fiel ja nicht heraus aus Gottes großer Welt — und es müßte schön sein, einmal auszuruhen, für lange, lange Zeit. Seine Alte, die hatte es schon geschafft, vor ein paar Jahren schon. Jetzt würde es ein heiteres Wiedersehen geben. Denn eigentlich — eigentlich hatte sie ihm sehr gefehlt, all diese Zeit.

„Unser täglich Brot gib uns heute.“ Der Bauer atmete tief. Ein sanfter, zärtlicher Wind trug den Duft von Erde, Wiese und Feldern in die Stube. Immer, wenn er bewußt dieses Wort „Brot“ aussprach, spürte er den Geruch. Wie schrecklich es sein muß, in den großen Städten zu wohnen, wo es nur Steine gibt und Läden, wo man der Erde so fern ist. Einmal hatte er eine Dame als Sommergast bei sich wohnen gehabt, eine reiche, vornehme Dame. Und sie wußte nicht einmal, welchen Weg das Getreide machen muß, ehe es aus der Saat zum Brot wird. Keiner, keiner in den Städten aber weiß, auf welchem Felde der Weizen gewachsen ist, den man als Weißbrot dort zum Frühstück verzehrt.

Drei Stunden mochte der Bauer so gelegen haben, da kam der Hirtejunge, den Hedwig vorausgeschickt hatte, um zu erkunden, ob der Alte etwas brauche. „Wie steht's? fragte der Kranke und die wenigen Worte fielen ihm bereits schwer. Er winkte den Jungen dicht an sein Bett heran.

„Mit dem Sdland-Feld fertig“, sagte der eifrig und sah nicht, wie der Bauer eine Uhr, die an seinem Kittel hing, behutsam abnahm. „Sie müssen gleich kommen mit dem Wagen, ich bin bloß vorausgelaufen.“

Der Alte nickte und wies den Jungen mit einer Kopfbewegung an, zurück zu gehen. Vielleicht konnte er noch irgendwie helfen, ein paar Handreichungen tun.

Als der Junge verschwunden war, nahm der Bauer die Ahre und betrachtete sie ernsthaft. Ein volles, reiches Korn, das wie Gold glänzte. Er führte sie an die Lippen, preßte seine welken Mund auf die Frucht. Er fühlte seine Füße nicht mehr, sie waren kalt und abgestorben. Aber in seinem Herzen war eine Wärme, die nicht aus dem Blut kam. Seine Züge lösten sich in einem Ausdruck vollkommenen Friedens. Noch hörte er, ganz fern, das Rumpeln des ersten, hochgetürmten Erntewagens, die Unruhe seiner schwieligen, verarbeiteten Hände legte sich, sein Kopf sank tief und schwer in die Kissen. Und er starb, ehe noch sein Sohn das Zimmer betreten hatte, ganz allein und ohne Kampf. —

Auf seinen Lippen ruhte die Ahre — warm und golden schimmernd — wie ein Symbol.

Industrie

Von Hans Niekrawieß

Gestampf von Kolben hinter eisernen Kulissen.
 Fabriken schloten in die Luft.
 Die Erde stöhnt. Ihr Bauch ist aufgerissen
 und wird Geburt und Totengruft.

Geziß. Gebell. Treibriemen schnellen
 ellipsenförmig und im Achteckreis.
 Magneten. Schalter. Strömungen und Wellen.
 Die Werkstätt atmet Blut und Schweiß

und bohrt und poltert und berserkert
 chaotische Jahrhundertmelodien.

Wo ist der Mensch? In seinem Werk verkerkert
 zerflammt sein Geist. Er selbst wird ausgespien. —

In der Tiefe

Von Hans Niekrawieß

Solange auf dem Erdenball
 Mitgeschöpfe noch in hartem Fall
 dumpfe Angst und fremde Fesseln binden:
 nicht verschwärmen mag ich mich ins All,
 um das ewige Kristall zu finden.

Die Gestirne wissen kein Erbarmen,
 weiß der Gott der Tiefe erdenwärts
 nicht an ihren Feuern zu erwärmen.
 In der Tiefe bei den vielen Armen
 und Verlorenen erblüht sein Herz.

In der Tiefe wandelt er in Not
 und ist dennoch unser Blut und Brot.
 Wo in kalten, rissigen Gemäuern
 letzter Funke zu erlöschen droht,
 sucht er zu entzünden und erneuern.

Seine Liebe redet alle Zungen.
 Frage nicht, woraus der Quell entsprungen.
 Nur dem Gläubigen bedeutet Tod
 nichts als Schatten. Und aus Niederungen
 goldet ihm das große Morgenrot.



aus östl. Dorf. I.

B. Schmieler
1. 6. 22.

Professor Bruno Schmieler/Beuthen

Holzchnitt aus dem Mappenwerk
„Das östliche Dorf“ 1923

Von der Oder zur Drau

Konturen einer Kärntenfahrt

Zur Zehnjahrfeier der Volksabstimmung in Kärnten am 10. Oktober 1930.

Von Alfons Handak

„Es gibt nur ein Glück: Verinnerlichung, nur eine Pflicht:
Erkenntnis, nur eine Tugend: Bruderschaftsgefühl.“

Josef Friedrich Perkonig.

1. Zehnjahrgedenken.

Wir Oberschlesier sind immer baß verwundert und nicht wenig entrüstet, wenn wir einem Deutschen begegnen, der höchst mangelhaft darüber unterrichtet ist, daß unsere Heimat fast ein Drittel ihres früheren Gebietsumfanges mit nahezu einer Million Seelen durch den Genfer Spruch des Jahres 1921 verloren hat, obschon in der vorangegangenen Volksabstimmung sechzig vom Hundert der abgegebenen Stimmen sich für die Deutsche Republik entschieden hatten.

Ja, was weiß der Binnendeutsche von den blutenden Grenzen des Reiches?

Nur wenige Grenzpfähle von 1914 stehen noch.

Deutschland ist enger geworden.

Aber das deutsche Leid ist grenzenlos.

Es ist nicht nur das Leid des Reiches allein.

Saint-Germain ist das Versailles Deutsch-Österreichs gewesen.

Was ist dem Bruderlande geblieben?

Wenig. Sehr wenig.

Und auch davon ist — wer weiß es? — noch einiges in ständiger Gefahr.

Kärnten!

Wie die vorzeitigen Gletschermassen des Großglockner und der Tauern in unheimlichen Strömen dieses heut gesegnete Land überschwemmten, so möchte immer noch feindische Willkür Besitz ergreifen von diesem Kleinod kulturgeheiliger Erde.

Gefahr ist immer noch im Verzuge.

Die Anschlußfrage, der großdeutsche Zusammenschluß, so droht es von Belgrad und Laibach her, soll in dem Augenblick, da er Wirklichkeit wird, neuerlicher Anstoß zur Aufrollung des Kärntner Leides sein.

Warum?

Weil dann Kärnten zum Deutschen Reiche käme, was Jugoslawien nicht zulassen könne, da der Abstimmungssieg nur der kleinen deutsch-österreichischen Republik gegolten habe.

(Wie übel und hoffnungslos muß es um die Sache jener Machtpolitiker stehen, die mit solchen, ernsthaft gemeinten Argumenten hausieren gehen!)

Wundert sich da jemand über die erstaunliche Einmütigkeit des Kärntner Volkes? Daß hier der Klassenkampf und die Sprachenfrage schweigen, weil Größeres auf dem Spiele steht?

Zehn Jahre sind seit jenem denkwürdigen 10. Oktober dahin, da das Kärntner Volk in der gefährdeten Zone A nach zähem, aufgedrungenem Freiheitskampf mit Zweidrittelmehrheit den Sieg davontrug und das ganze Land dem Deutschtum erhielt.

Namenlose Freude durchbebte Berge und Täler am Abend dieses unvergeßlichen Tages, und sein Abglanz liegt wie leuchtender Segen auf diesem Jubiläumsjahre . . .
Freude über Kärnten!

2. Berge, Seen und Wälder — vielgestaltiges Antlitz.

Mit dem Nachsommer beginnt Kärntens schönste Jahreszeit. Die südlich heiße Blut der Sonne ebbt ab zu wohlthuend strahlender Wärme. In wunderbarer Schönheit belebt sich die Farbenkala der Landschaft, voll zauberischem Glanz spielen die Lichter der Tageszeiten um verloren träumende Waldwinkel, über beschaulichen Wasserspiegeln, längs alter Gemäuer: Burgen, Kirchen, Dörfern und Städten.

Und zur Tagneige glühen die steilen Wände und Gipfel der ewigen Steinriesen, in deren Altersfalten der unvergängliche Schnee sinnt, im leuchtenden Purpurrot der versunkenen Abendsonne . . . Dann wieder ziehen die Gestirne herauf, in ihrem magischen Kreislauf, und das Gesicht der Landschaft findet plötzlich eine andere, noch besinnlichere Sprache.

Die Sprache verklungener Märchen und raunender Sagen.

Aufragt plötzlich die alte Kaiserpfalz Arnulfs von Kärnten, die romantischen Burgen und Schlösser beleben sich, Mönche wandeln durch stille Klostergänge und zünden Licht in den ungezählten Kirchen des Landes.

Zurück wandelt die Erinnerung, bis in die Tage des römischen Imperiums.

Auf den alten Römerstraßen wird es lebendig; sie wandern gen Norden, das verunschene Gold in den Schächten der Lauern zu heben, oder sie münden in den zahlreichen römischen Niederlassungen, deren bekannteste wohl Virunum, die Hauptstadt des alten Norikum gewesen ist.

Und die abertausend Römersteine Kärntens erzählen . . .

Doch ihr Flüßtern wird übertönt vom Rauschen des deutschen Waldes.

Erst ein Teil des Ostgotenreiches, untertan jenem Recken Theoderich, dann überschwemmt von slawischen Stämmen, deren letzte Nachfahren sich als „Windische“ nach der Rückdeutschung im Mittelalter dem deutschen Kulturkreise angeschlossen . . .

(Unter den deutschen Siegstimmen der Abstimmungszone A gehörte die Mehrzahl diesem braven Mischvolk der Windischen an, die verwandt sind jenem Volksteil unserer deutschen Oberschlesier, dessen Zunge den slawischen Akzent als Muttersprache nicht entbehren will.)

So ist die Seele Kärntens geworden: aus vielen Etrömen, die weither kamen, wie die Wasser der Gletscher und die Wolken des Himmels.

Ein Durchgangsland in jeder Richtung, Spielball und Zankapfel nachbarlicher Gelüste — das hat die Seele Kärnten geformt und erstarren, erwachen gemacht, wie unser Oberschlesien.

Eine heimliche Verwandtschaft ist uns daher hier erwachsen, die ganz im Seelischen, Volklichen ruht. Denn im Äußeren ähneln die Geschwister einander wenig. Da steht Kärnten da wie der biblische Josef in seinem Traume: alles verneigt sich vor ihm.

Schön, wie Josef in seinem bunten Rock, vom Vater über alles geliebt, ist dieses Kärnten. Und auch die verführerische Frau Potiphar jenseits der Berge hat ihm nichts anhaben können. Bei allem Leid, das sie heraufbeschworen hat, hat sie nur den Weg zur Erhöhung gewiesen.

Denn die Welt ist auf und daran, das schöne Kärnten zu entdecken . . .

Auf nach Kärnten!

Das ist nicht nur der Ruf einer vereinsamten Volksseele, hart an der Grenze, sondern auch das erneute Frohlocken des freude- und schönheitsuchenden Weltfremden, der in diesen Jahren der

Unruhe unſtet unterwegs iſt, ſich die „ſtilen Königreiche“ zu erobern. Nicht der Politiker allein, der Kunſtſtudent, der Naturliebhaber, der Zeitkranke — ein Dichtervort zu gebrauchen: der Menſch iſt unterwegs!

Ein wunderbar vielfältiges Anſicht!

Dennoch von Kontrapunktlicher Melodik, ganz und gar eine geographiſche Einheit.

Berge umſchließen dies Land von allen Seiten her, Tauern im Nord, Karawanken im Süd, hochaufragend in trutziger Abwehr, vor allem nach dem lockenden Süden hin. Der heilige Wille der Natur läßt alle Täler ihre ſymboliſche Offenheit dem großen Klagenfurter Becken zuſtrömen, in deſſen Mittelpunkt ſich die kulturgeſättigte Ebene des Zollfeldes erſtreckt, das Herz Kärntens ſeit dem kläſſiſchen Zeitalter.

Hier auf dem Zollfelde ſteht, vom Hauch der Jahrhunderte umweht, Kärntens deutſcher Herzogſtuhl. Kein ſchimmernder Thron eigenſüchtiger Dynaſtien, ſondern uralter, rauher Stein, wie aus der Erde gewachſen, ein Mythenſtuhl, drauf auch Rübezahl oder der getreue Eckard ſitzen könnte . . . Wohl über ein Duzend mal ſind die Türken in Kärnten eingefallen. Der Odem der Ferne, des Abenteurers ſtrich über ſeine Berge und Täler. Geheime Wiſſenſchaft und Kunſt begegnen dir, denkſt du an Meiſter Theophrastus Bombaſtus Paracelſus, der am Villacher Hauptplatz frohe Kindertage verlebte.

Vielgeſtaltiges Anſicht Kärntens!

3. Klagenfurter Becken.

Es iſt unmöglich, der Stille der Geſichter, geeint im Sammelnamen Kärnten, irgendwie Herr zu werden. Es ergeht einem wie mit der echten Liebe: ſie iſt urplötzlich da, kriftallisiert ſich, findet immer neue Variationen auf das große Thema, glaubt am Ende zu ſein und iſt ein immerwährender Anfang.

Ein Zipfelchen kammſt du lüften und raſch einige Striche hinwerfen; denn ſchon geht es im Fluge weiter . . . und wenn du auch gleich in ſeligem Nichtſein irgendwo an einem der köſtlichen Kärntner Seen liegſt, der bräunenden Sonne, dem ſtilen Waſſer, der milden Luft hingegeben, etwa am Wörther See, die romantiſchen Zinnen der Karawanken vor Augen: da wirſt du ferienfroh und flügge. Du hörſt wahrhaftig die verſunkenen Glocken der Eage klingen, du atmefſt die Welt mit jedem Zuge, ein anderer ſteht in dir auf — dein beſſeres Ich.

Der Menſch iſt unterwegs . . .

Wie die Sonne das Auge Wotans, iſt der Wörther See das Auge Kärntens. In ſeiner klaren Flut ſpiegelt ſich ein Kranz alter Siedlungen, die heute zu Kurorten feiſten wie ſchlichteſten Ranges geworden ſind, vielfältig alſo, für jeden Geſchmack. Wer das Gequäke des Caryophons nicht entbehren kann, die Barmaid und den Smok, den ſike o'clock-tea und die ſonſtigen Attribute der Großſtadt, der geht natürlich nach Velden oder Pörtlſchach; die übrigen Orte ſind ſtiller, aber jeder beſitzt ſeine eigenen Reize. Ich wohnte heiter im ländlichen Krumpendorf, das zwiſchen Pörtlſchach und Klagenfurt liegt.

Maria-Wörth: das iſt das traulichſte Idyll am ganzen See. Jahrtausendalt iſt die graue Kirche, deren Glöcklein als erſtes über die Wellen klang und Kunde gab von jenem göttlichen Menſchenfreunde am fernen See Genezareth. Aus dem Dunkel der Wälder des Südufers gleitet Maria-Wörth als liebliche Halbinſel in den See, gleicherweiſe anziehend in der Sonnenluft des Mittags, in der Melancholie des Sonnenunterganges, unter dem Silberſterngefunkel klarer Herbſtabende oder im phantaſtiſchen Wetterleuchten einer ſtürmiſchen Gewitternacht . . .

Die Schönheiten des Kärntnerlandes: sie sind nicht zu beschreiben — jeder muß sie für sich selbst entdecken.

Muß durch die Straßen der freundlichen Hauptstadt Klagenfurt schlendern, zum sehenswerten Landhause, darin der Landeshauptmann, der allseits verehrte Dr. Artur Lemisch, ebenso bescheiden wie würdig der Landesregierung vorsteht, in der Bürgertum und Arbeiterschaft gleich stark vertreten sind.

In einer Viertelstunde ist man am Zollfeld, wo eben Prof. Egger seine Ausgrabungen einstellt, am Zentralpunkt der Siedlungsgeschichte.

Maria-Saal, ein wenig weiter, grüßt mit seinem altersgrauen Dome als weitberühmter Wallfahrtsort, mit dem Gnadenaltar und dem Grabe des Heiligen Modestus. Mit erstaunter Bewunderung blickt das Auge auf die zahlreichen römischen Reliefs, die in die Außenwände eingemauert sind, wie auf das Oktogon, das seiner merkwürdigen romanischen Bauart wegen im Volksmunde Heidentempel genannt wird.

In nordöstlicher Fahrt wird Hochosterwitz erreicht, Kärntens schönste, noch erhaltene Burg, ein imposanter Bau, von dem man gerne glaubt, daß ihn Margarete Maultasch, die häßliche Herzogin von Tirol, vergeblich belagert hat.

Im einsamen, abgelegenen Tale der Gurk eingebettet, kündigt der Dom zu Gurk eine bewegte große Vergangenheit. Er ist nicht allein das jahrtausendalte Landesheiligtum der Kärntner Katholiken, sondern überhaupt das herrlichste bauliche Kleinod des Staates. Aus der dörflichen Abgeschlossenheit des Moecklsfeldens betritt man dieses überwältigende Gotteshaus, dessen Kunstschätze und deren Wert man erst vor wenigen Jahren zur Überraschung neu entdeckt hat. Tagelang möchte man hier verweilen, um die Fülle der einströmenden Eindrücke zu bewältigen.

Dem es ist wahrhaftig keine müßige Spielerei, mit den überlieferten Zeugen vergangener Jahrhunderte Zwiesprache zu halten . . .

Der Abend ist da. Durch das enge, zerklüftete Gurktal wenden wir uns nach Süden. Der Mond verschwindet. Gespenstisch liegt die Landschaft am stillen Moosburger Wasser, dessen herbe Wälder von alten Zeiten vergangener Herrlichkeit träumen. Hier war ja die bedeutende Moosburger Pfalz der Karolingerzeit zu finden. Vorbei.

Wenn solch wehmütige Stimmungen liegen, besucht das ernste Tal des Ossiacher Sees. Vor fast tausend Jahren bestand bereits die Benediktinerabtei Ossiach. Kirche und Hauptgebäude, freilich aus späterer Zeit, schauen noch heute stolz über den See. In die Nordseite eingemauert ist ein Kömerstein, dessen nachträgliche Beschriftung ein sagenhaftes Königsggrab kündigt: Hier ruht Boleslaus, König von Polen, Mörder des Bischofs Stanislaus . . .

So fliegen die Gedanken schnell nach Krakau, wo im Wawel der Ermordete ein königlicheres Grab gefunden hat.

Und das Tal von Ossiach erscheint dir, der du von der Grenze Polens kommst, plötzlich nahverwandt und heimlich in seiner Schwermut und Einsamkeit, die hier dennoch von einer begnadeten Ruhseligkeit ist. Sie ließ, so will es die kluge Sage, den unsteten Polenkönig gerade hier als stummen Klosterknecht Frieden mit der Welt machen . . .

4. L o b d e r K ä r n t n e r .

Aber laßt uns über dem Lob der Landschaft, die zu schildern man nicht müde werden kann, nicht die Menschen vergessen!

Das Kärntner Volk, ist schon gesagt worden, ist ein Volk der Grenze, ein Mischvolk. Nirgends zwar in den Alpen der deutschen Gebiete ist der germanische Typ — Langschädel, blaue Augen,

blondes Haar — so oft anzutreffen wie in Kärnten, trotz der 18 % slowenischer Zunge. Aber der Helllichtige erkennt auch die Blutströme von jenseits der Berge, erkennt in der weichen, trauermerischen Art dieses Menschenschlages jene Eigenart, die hier einen eigenen Volkscharakter, die Kärntenseele geschaffen hat, darin auch Heidenzeit und Slaventum ihr Plätzchen beanspruchten. Vor allem im Drautal und in der Weltabgeschiedenheit der Karawanken ist dieser grenzdeutsche Menschenschlag zuhause, der, wie der Oberschlesier, von einer geradezu mystischen Heimatliebe beseelt ist.

Diese Heimatliebe singt und klingt in ungezählten Kärntnerliedern, die ein großer Sohn des Drautales, Meister Thomas Koschat, in den Kunstgesang unvergänglich eingeführt hat.

Diese Heimatliebe lebt fort in Sage, Sitte und Brauch, in Mundart und Tracht.

Wer nicht nur der Landschaft wegen nach Kärnten reist, sondern Fühlung sucht mit dem Volke der Bauern und Holzfäller, der heimatverwurzelten und dennoch fortschrittlichen Arbeiterschaft, der kleinen, selbstbewußten Bürger — wer Zwiesprache hält mit Jägern und Jährleuten, Holzweiblein und Bedienungsmädeln: der ist auf schönster Entdeckungsfahrt.

Wie Oberschlesien seinen Gustav Freitag gefunden hat, der sich selbst stolz ein Kind der Grenze nannte, zwiefachen Blutes, Kulturhistoriker und Volkserzähler, so wächst aus dem Heimatgefühl dieses Kärnten ein europäischer Dichter heran: Josef Friedrich Perkonig; neben der Hindenburggestalt des Landeshauptmanns Lemisch die fleischgewordene Verkörperung des Begriffes Kärnten.

Im freiheitsliebenden Arbeiterdorf Ferlach geboren, am Fuße der Karawanken, dann Volksschullehrer in Bistritz, dem Geburtsort von Thomas Koschat, wird er zum beredten Kämpfer und Ränder seiner Heimat, aus der Enge des Hasses ins weite Land der Menschheit strebend, kühn aufwachsend wie die Gipfel seiner über alles geliebten Berge. So ist er kein verhußelter Professorentyp geworden, mit Schollenbrodem im heimattreuen Kauschbart, sondern ein lachender, grundgütiger Jäger des Daseins, mit dunklen, milden Augen, die instände sind, Geheimnisvolles zu durchschauen. In seinen Büchern lebt Kärnten und sein Bergvolk, von dem er im „Bergsegn“ sagt:

„Diese Menschen sind gewöhnlich still, gutmütig und gastfreundlich. Sie müssen sich entsetzlich mühen, und das harte Dasein hat sie herb und schweigsam gemacht. Sie haben uralte Geseze und uralten Glauben . . . Ihr Leben ist ein fortwährender Kampf mit mannigfachen Gewalten, von denen sie nicht einer einzigen gewachsen sein können. Sie sind tragische und rührende Gestalten“. Man hat Perkonig neben den feinen Steiermärker Rudolf Hans Bartsch gestellt, der gleich ihm bestes Osterreichertum verkörpert; doch mir scheint, Perkonig steht (das beweist seine Entwicklung) unserm großen Schlesier, dem von ihm auch sehr verehrten Hermann Estehr in seiner sinnierenden, dem Urgrund der Dinge nachgehenden Art ungleich näher.

Menschen der Grenze!

Es wäre viel zu erzählen von diesen Heimatmenschen.

Von der schwierigen Proletenfaust des revolutionären Arbeiters, die zur Glinte griff, als es galt die freie Republik vor dem Königreich S H S zu schützen.

Von dem harten Bauernschädel des Hauptmanns Maier-Kaibitsch, der immer noch im Abwehrkampf des Heimatdienstes steht.

Oder auch von dem lebenswürdigen Priesterpoeten im grauen Haare mit den lebhaft blizenden Augen, dem Pfarrer Lorenz Franta, den die armen Ossiacher Bauern vergöttern; ein Diener Gottes, der die Küsterdienste für seine unbemittelte Gemeinde selbst verrichtet und dabei noch

Muße findet, in heimeliger Studierstube Zeile um Zeile seiner großen Schriftzeichen zu setzen, um Kunde zu geben von dem stillen Königsgrab in Ossiach . . .
(Welcher Oberschlesier denkt da nicht an die unvergeßliche Gestalt des Priesterschriftstellers Pfarrer Chrzaszcz!)

5. Hauptkampfbereich.

Mannigfache Fäden spinnen sich also zwischen Oder und Drau. Sie werden stärker und inniger noch, begibst du dich in das ehemalige Hauptkampfbereich, in das Rosental, wie der bedeutungsvolle Name der schönen Drautalandschaft lautet, die sich von Rosjegg ans Villacher Tal anschließt und weithin in östlicher Richtung erstreckt, zum Jauntal hin, bis Sankt Margareten. Inmitten dieses Nordabstieges der Karawanen liegt der Markt Ferlach, Sitz der Gewehrarbeiter, Herz der Verteidigung vor zehn Jahren. Die Hollenburg beherrscht diesen lieblichen Teil des Rosentales, das man von ihren Zinnen weithin überschauen kann. Es ist ein prächtiges Schloß, bereits im 12. Jahrhundert gegründet. Hier wurde gekämpft wie bei uns um den Annaberg . . . Das Jauntal, südlich der Drau, zieht sich gegen Osten zu dem freundlichen Städtchen Bleiburg hin, in dessen Mauern, überragt von einem mächtigen Schloßbau, gut rasten ist. Der Bürgermeister, ein alter Bleiburger knorrigen Formats, weiß anschaulich von der Leidenszeit dieses Grenzwinkels zu berichten, da aus Südosten, über das nun abgetretene Niefstal serbische Regimenter mit französischen Geschützen in das Städtchen kamen, um ins Rosental weiter zu ziehen. Viereinhalb Monate hat dieser heimatreue Mann mit dreißig weiteren Geiseln im Zuchthause zu Laibach geschmachtet, bis endlich, auf Drängen der jugoslawischen Sozialisten hin, die Freilassung erfolgte . . .

Aber den Markt Eisenkappel, der im Mittelalter eine bedeutsame Rolle spielte, im vorigen Jahrhundert blühender Sitz der Eisenindustrie war, in den Abwehrkämpfen unter den Kanonenschüssen der Serben zu leiden hatte, führt uns die Straße das Bellachtal aufwärts zu dem 843 m hoch gelegenen, waldumtrauschten Bad Bellach. In Serpentinien windet sich die herrliche Bergstraße aus der Lieblichkeit der Vorberge hinauf bis über 1200 m zum Seebergpaß. Von dessen Kanzel gleitet der überraschte Blick hinunter ins neue Jugoslawien, hinüber zu den ersten Bergriesen der Karawanen, die bedrohlich nah und steil zu beiden Seiten des Passes aufragen.

Die Türken sind mehrmals über diesen Seebergspattel in das auch heute noch dornröschenhaft-schlummernde Unterkärnten eingefallen; später die Franzosen; zuletzt die Serben . . .

Sage und Geschichte, hundertfältiges Leid eines friedfertigen Volkes!

Und dieser Seeberg — neben dem Loibl im Westen —: das einzige natürliche Tor für die Wünsche südlicher Abenteuer gen Kärnten.

Westwärts im Rosental. Es ist ein Sonntagnachmittag im blauen wundervollen Kärntner Vorherbst, gesegnet mit Septembersonne.

Da empfangen uns Böllerschüsse von den Bergen, froher Liederfang und Volksfesttrubel.

Suetschach an der Drau feiert den Zehnjahrstag.

Weiter, der untergehenden Sonne nach, geht es durch die einstmaligen Kampforte Maria-Elend und Sankt Jakob. Südlich, hinter Rosenbach liegt das dunkle 8 km lange Loch, das moderner Menschengestirbt durch die Alpenberge getrieben hat: der vielumkämpfte Karawanentunnel.

Weiter, nach Lednizen am Fuße des Hauptgipfels der Westkarawanen, des Großen Mittagkogels. Still liegt der Flecken im Abendfrieden. Hinter dem Dobratsch, dem Rigi Kärntens, und den Villacher Bergen glüht das letzte Rot der Sonne auf und umspielt in zauberhaftem Abglanz den Gipfel des Mittagkogels. Die Herbstzeitlose blüht schon an den Wiesenhängen . . . Es ist Abschiedsabend.

Herzlich drücken wir der Gastwirtin von Lednizen die Hand. Es ist Misl Jakobec, eine der dreitaufpfesten Frauen Kärntens. In jenem gefährlichen Winter, da die Demarkationslinie das Ro-

sental mitten entzwei riß, ist diese Kärntnerin durch meterhohen Schnee über die verwehten Hänge des Mittagskogels gewatet, um mit letzter Kraft immer wieder nach Villach Botschaft zu bringen und Trost zu holen für die Treuen der Heimat.

Der Händedruck dieser einfachen Frau, der Abschied von solch schlichtem Heldentum ohne Wehr und Waffen, so will es mir scheinen, war der schönste Abschied, den Kärnten nach solcher Grenzlandfahrt bereiten konnte.

Sterne über Kärnten!

Die Nacht ist belebt von der Fülle der Eindrücke.

In tiefem Schlaf ruht die Landschaft, um die der Abwehrkampf nicht zuende ist.

Bewundernd ist des Entgegenkommens zu denken, mit dem die Deutschen den Elawen die Hand reichen. Minderheitenschutz und weitestgehende Kulturselbstverwaltung — das bietet kein Erobererdünkel, sondern sieghafter Wille zum Verstehen von Mensch zu Mensch.

Noch einmal geht es über die Drau, heimwärts in den neuen Tag zu neuer Arbeit.

Vierundzwanzig Stunden später poltert der Zug über die Oderbrücke an der preußischen Grenze. Oberschlesien wächst aus dem Morgen, und sein Leid und Kampf um die Heimat findet die gleichen zuversichtlichen, bruderfrohen Worte, die der Dichter Kärntens in diesen Tagen geprägt hat:

„Stärker als der Wille zur Vernichtung sind der Glaube an das Gute und das Recht. Die Dauer eines Zustandes ist die beste Prüfung auf den Wert seiner Ursache. Denn Menschen kommen und Menschen vergehen; mit ihnen aber auch Absicht, System und Irrtum. Die Zeit ist ein unbeflecklicher Richter. Es gibt keinen Haß von Volk zu Volk.“

Literatur.

An Reiseliteratur über Kärnten ist kein Mangel; es gibt eine Anzahl größerer und kleiner Reiseführer im Buchhandel. Prospekte über jeden Teil des Landes und die einzelnen Kurorte versendet kostenlos das Landesamt für Fremdenverkehr, Klagenfurt. — Landschaft, Land und Leute haben ihre dichterische Prägung erhalten durch die Bücher Josef Friedrich Perkonigs, von denen genannt seien: „Die stillen Königreiche“, „Maria am Rain“, „Bergseggen“ und sein bestes „Dorf am Ufer“. In der Reihe „Deutsche Lande / Deutsche Kunst“ hat soeben Max Pirker den Band „Kärnten“ herausgegeben, der mit einer gehaltvollen Einführung und 80 Photos Wesentliches birgt.

Aus der Menge der Literatur zur Abstimmungs-, Grenzlands-, kultur- und volkspolitischen Frage sei auf das vielseitige, in jeder Hinsicht erschöpfende Sammelbuch der Abstimmungskämpfer hingewiesen, das Perkonig unter dem Titel „Kampf um Kärnten“ herausgegeben hat. Lebendigen Bericht aus der Schicksalszeit des Hauptkampfsgebietes gibt auch Perkonigs „Heimat in Not“. Sehr instruktiv sind folgende Broschüren, die anlässlich der Zehnjahrfeier erschienen: Bernhard Scheibelbauer: „Die nationalpolitische Entwicklung in Kärnten“ und „Abwehrkampf und Volksabstimmung in Kärnten“, herausgegeben im Auftrage der Sozialdemokratie von Hans Lagger. In dem schmalen Heftchen „Kärnten“ des Taschenbuches des Grenz- und Auslandsdeutschtums hat Dr. Martin Butte das wertvollste Material in gedrängter Kürze zusammengefaßt.

*

Eben erschien von Josef Friedrich Perkonig anlässlich des 10jährigen Gedenkens der Kärntner Volksabstimmung ein Sammelband, in dem eine sehr große Reihe der Kärntner Landesverteidiger in knapper Form seine Abstimmungsereignisse erzählt. Wir kommen auf das für das Verständnis Kärntens und seiner Abstimmungskämpfe wichtige Büchlein noch in einem der nächsten Hefte des näheren zurück.

7. Ostdeutsche Hochschulwoche

Die Frage des Führertums ist heute brennend. Der Ruf nach dem starken Mann ertönt von allen Seiten. Selbst Parteien, die ganz und gar durch das Programm gesichert schienen, mußten ihre Wahlpropaganda auf die führende politische Persönlichkeit einstellen. Die Welt braucht stets Führer, aber sie sieht es erst, wenn sie nicht aus noch ein weiß. Das mag die Situation von heute sein: eine Menschheit in einem weltanschaulichen Labyrinth, in wirtschaftlichem Chaos, in kultureller Auflösung, in einer destruktiv wirkenden Übersteigerung der Zivilisation konzentriert sich um hier und da auftretende Erscheinungen von Führertum. Die Frage nach seiner Echtheit beschäftigt mehr und mehr die Geisteswelt. Es entsprach also wirklich einem dringenden Bedürfnis, als der Heimgarten sich entschloß, das Problem des Führerberufes in seiner Gesamtheit durch Nebeneinanderstellung der bedeutendsten Führer der Menschheit aufzurollen und zur Aussprache zu stellen. Die 7. Ostdeutsche Hochschulwoche brachte in vier Vortragsreihen zu je vier Vorträgen eine Auseinandersetzung mit den Kräften, die Anspruch auf die Zentralstellung und Allgemeingültigkeit ihrer Idee machen: Lenin mit der Idee „Bolschewismus“, Mussolini mit der Idee „Faschismus“, Gandhi mit der Idee „Freiheit von der Zivilisation“, — ihnen gegenüber Christus mit der Idee des „einen Christus“.

Dr. Alois Demps-Bonn beleuchtete die Werte und Unwerte des Faschismus und untersuchte das Führertum Mussolinis auf seine Echtheit. — Die Möglichkeit der Entstehung des Faschismus ist zunächst nur aus der politischen, sozialen, und psychischen Struktur des Agrarstaates Italien zu verstehen. Er war eine Reaktionserscheinung auf den Nachkriegsbolschewismus und durch die seit Anfang des Jahrhunderts in Italien bestehende Krisis des in Italien herrschenden bürgerlichen Parlamentsliberalismus begünstigt. Aktivität um jeden Preis verschaffte der jungen Bewegung viel Freunde und hielt sie seit dem „Marsch auf Rom“ im Sattel. Der Faschismus entstand aus einer Epoche der allgemeinen Verwirrung und Kopflosigkeit. Nicht mit dem Faschismus an sich, wohl aber mit der Form seines heutigen Regimes ist auf Gedeih und Verderben die Persönlichkeit Mussolinis, des Führers, verbunden. Der äußerlich sympathisch wirkende, mit einer faszinierenden Rhetorik und glänzenden journalistischen Fähigkeiten begabte Duce begann seine politische Tätigkeit als Sozialist. Seine stets aktivistische Haltung bedingt die vielfachen Wandlungen seiner politischen Anschauung. Im Kriege ist der sozialistische Redakteur erst Interventionist, dann Defaitist. Der Parteigründer von 1919 mischt dem Aktivismus der Tat die völkische Ideologie bei. Als Führer des Faschismus entdeckt er, bisher Sozialist, den Kapitalismus, den Katholizismus, der ihm nur religiös-geistige Vormachtstellung Italiens in der Welt bedeutet, schließlich die Monarchie. Als kluger Staatsmann sucht er, zur Macht gelangt, die illegale Bewegung zu legalisieren, weiß auch in der Zeit der Krise Konzessionen zu machen. — Der Faschismus macht auf die Überwindung von Bolschewismus, Sozialismus und Liberalismus Anspruch. Beim näheren Zusehen zeigt sich, daß der Bolschewismus schon durch Giolitti beseitigt worden war, daß Sozialismus und Liberalismus nicht moralisch überwunden, sondern gewaltsam zum Schweigen gebracht wurden. Eine ernsthafte Kritik des Systems wird feststellen müssen, daß von den drei proklamierten Einheiten weder die politische, noch die wirtschaftliche, noch die moralische tatsächlich erreicht worden ist. Die Totalitätsideologie des Einparteiensstaates ist zwar verwirklicht, aber nur als Form für einen neuen Absolutismus, der ebensowenig in wirtschaftlicher wie in politischer Beziehung für freie Zusammenarbeit Raum läßt. Mit der moralischen Einheit steht die moralische Divergenz zwischen Führer und Gefolgschaft im Faschismus in Wider-



Carl Ditters von Dittersdorf
und seine Frau
Miniaturen (Original
 $\frac{1}{2}$ dieser Bildgröße)



Dittersdorfs Sohn
Carl
 $\frac{1}{5}$ der Originalgröße
Lithogr. von F. Raabe

Die Originale befinden sich im Museum von Freivaldau

spruch: Der Führer fordert zwar die unbedingte Loyalität der Gefolgschaft, nimmt aber für sich das „mobile e scaltro“, moralische Bewegungsfreiheit und politische Durchtriebenheit in Anspruch. Damit ist auch gleichzeitig die Antwort nach Mussolini als Führer der Menschheit gegeben: Das Christentum lehnt aus Verzweiflung geborene Radikalismen und Absolutismen ab und fordert soziale Gerechtigkeit und Überwindung der Klasse, vom Führer aber Gebundenheit durch Loyalität, eine Politik, die durch das Ethos geläutert, Gerechtigkeit, die auch zum Leiden bereit ist.

Dem Faschismus diametral gegenüber steht der Bolschewismus (Referent: Hofrat v o n W a l t e r - R ö l n). Er wuchs durch ein Jahrtausend in der Seele des russischen Volkes. Anarchie, kritischer Skeptizismus, Autoritätsfremdheit, gefühlsbetonter, wenig formbarer kollektivistischer Geist, eine anonyme, nur als Gefühlstrichtung merkbare Kultur isolierten den Russen scharf vom Westen. Peter der Große brach die Trennungswand, suchte Fremdes nach Rußland zu verpflanzen, doch er schuf eine Atmosphäre der Halbheit und hinterließ ein Klischeerußland, das für Jahrhunderte in einem Zwischenzustand blieb. So findet man im 19. Jahrh. bald einseitig überspizten Intellektualismus ohne Ausgleich durch das Herz, bald Verzweiflung und Grauen, Todesangst, Selbstvernichtung. Seit fast tausend Jahren geht der Kampf der Orthodogie mit dem Nihilismus um die russische Volksseele. Er wird zur Entscheidung gebracht durch L e n i n, wie sich Peter Ulanow aus Simbirsk nannte, der in den Zerfall der russischen Doppelwelt tritt; einer Doppelwelt, die auf der einen Seite in mystische Abgeschiedenheit versinkt, auf der anderen Empörung und Revolution predigt. Obwohl an Hegel, Marx, Bakunin philosophisch geschult, stellt er den revolutionären Tatbegriff über die marxistische Ideologie. Die Basis für seine revolutionäre Bühlarbeit ist das Industrieproletariat. Als Meister der illegalen Arbeit schafft er Organisationen, die die hartnäckige Verfolgung durch die Polizei, seine Verbannung nach Sibirien, sogar den Fehlschlag der Revolution von 1905/06 und die nationalistische Welle der ersten Kriegsjahre überdauern. Er ist ein zäher Arbeiter, auf dem echt russischen Standpunkte des „Alles oder Nichts“, einer Sache stets ganz hingegeben. In den Zeitungen „Iskra“ und „Pravda“, in der Broschüre „Was tun?“ schafft er die ideologische Grundlage der Partei, die jedoch stets hinter der revolutionären Praxis zurücksteht. Der Sieg der Bolschewiki im November 1917 läßt ihn nicht ermüden, sondern er macht sich sofort an die Verwirklichung seiner langgehegten Wunschträume. Es erscheint fast unglaublich, daß der starre Revolutionär, der den Sowjets in der Tscheka (heute G. P. U.) ein furchtbares Machtmittel in die Hand gibt, die Elastizität besitzt, 1921 auf den „überlebten Kriegskommunismus“ zugunsten der „Neuen ökonomischen Politik“ („Nep“) verzichtet. Der Widerhall der Persönlichkeit Lenins ist noch lange nach seinem Tode ungeheuer, und der Streit um sein Erbe ist heute noch nicht ausgefochten.

Die Fäden des Kommunismus reichen bis Indien und treffen sich dort mit den Bestrebungen eines Mannes, dessen eigentliche Ziele allerdings in ganz anderer Richtung liegen: — G a n d h i s. Chefredakteur Dr. N o b e l - Berlin suchte das Bild dieses merkwürdigen Menschen vor Verzerrung durch romantische Verherrlichung einerseits, einseitige Verurteilung andererseits zu bewahren. Wieder gibt das Volk die geistige Grundlage, aus der das Führertum herauswächst. Drei Komponenten sind für die psychische Struktur des indischen Volkes maßgebend: seine Geschichtslosigkeit, die die Ursache für das Fehlen eines indischen Nationalbewußtseins ist; die jahrtausendlange Unterdrückung durch fremde Völker, deretwegen Indien zu aktivem Handeln fast unfähig ist; schließlich die geradezu unglaubliche Zersplitterung und Zerrissenheit, die überall in das indische Leben eingedrungen ist. Dem können die Engländer, deren Sprache und Verwaltung

dort das einzige verbindende Element ist, in allen Punkten das Gegenteil entgegengesetzt. Die Grundlagen der britischen Macht in Indien beruhen in deren Vormachtstellung auf politischem, militärischem, wirtschaftlichem und zivilisatorischem Gebiete. Der zum größten Teil produktiven Arbeit Englands könnte Gandhi wohl kaum etwas Gleichwertiges zur Seite stellen. — Der Mensch Gandhi ist durchaus nicht Nur-Indier. Obwohl aus hoher Kaste geboren, bekämpft er das Kastensystem. Er kennt kein Sanskrit, sondern lernt die indische Literatur erst als Londoner Student in englischer Sprache kennen. Er ist zwar Hindu auf Grund sorgfältiger Wahl, doch ist sein Weltbild durch Buddhismus, Christentum und Islam beeinflusst. Das politische Lebensbild Gandhis zeigt bedeutende Wandlungen: Die erste Periode sieht ihn als Sozialpolitiker und Arbeiterführer in Südafrika (1893—1914), wo er die passive Resistenz als völlig neues Kampfmittel anwendet. 1914—20 ist er der treue Diener seines englischen Herrn und bereitet in Indien für England den Weltkrieg vor. Nach dem Kriege wendet sich das Blatt. 1920—22 organisiert er eine nationalistische Bewegung, deren Kampf gegen das Britentum durch eine zweijährige Gefängniszeit des Führers unterbrochen wird. 1925 nimmt er diesen Kampf wieder auf und führt ihn bis zum Salzfeldzug durch, der bekanntlich wiederum durch die Verhaftung des Führers sein Ende fand. Vier Rufe sandte Gandhi in die Welt hinaus: ahimsa — Gewaltlosigkeit, sadja graha — Gehorsamsverweigerung, swahratsch — Unabhängigkeit, swahdeschi — Boykott alles Englischen. Die zweifellos großen Führerqualitäten Gandhis führen leider auf Irrwege. Sein Positives ist die große Inbrunst für Heimat, Religion, Menschheit.

Diesen drei großen Bewegungen der Jetztzeit: Bolschewistische Sozialrevolution, Faschismus, Freiheitskampf des indischen Volkes, stellte nun P. E r i c h P r z y w a r a S. J. : M ü n c h e n den e i n e n wirklichen Führer gegenüber: „E i n C h r i s t u s“. — Zunächst beleuchtete er das Verhältnis „Gott und Mensch“, Christus Aug in Aug zur Humanität. Der Mensch steht unter den drei Gesichtspunkten des Wahren, Guten und Schönen im Mittelpunkt der Welt. Die Verwirklichung dieser drei Ideen führt zur Gottesnähe, ihr Mißbrauch zur Dämonie der Erbsünde, zum Willen, w i e Gott zu sein. Der Mißbrauch der Wahrheit führt zur hohlen Verbegreiflichkeit, der der Gutheit, die eigentlich den Menschen durch ethische Führerschaft an der innerpersönlichen Gutheit Gottes teilnehmen läßt, zur Ideologie der überspannten Programme, der Mißbrauch der Schönheit, die im künstlerischen Schaffen Teilnahme am principium deitatis verbürgt, zu blutleerem Ästhetizismus. — Zur Verwirklichung dieser Ideen in Christus hilft die potentia oboedientialis, die im innersten tiefe Demut, sowie das Bewußtsein der maior dissimilitudo, das Gottähnlichkeit im Bewußtsein der größeren Gottunähnlichkeit. Das Umgeborenwerden in Christus als Leib der vielen Glieder reißt zur Erwachsensein in Christus, zur Selbständigkeit des Apostolats. — Dem abstrakten Begriff der Menschheit als Formmitte, als Mikrokosmos im Makrokosmos werden drei konkrete gegenübergesetzt: Der Mensch als „Mann und Frau“, als „Jude und Heide“, als „Kirche und Menschheit“. Der e i n e Mensch „Mann und Frau“ ist erst das tatsächliche Ebenbild Gottes. Dem „Eins in Gott“ von Mann und Frau steht die Dämonie des „Eins w i e Gott“, die Vergöttlichung des Eros gegenüber. Mann und Frau sind e i n Mensch und e i n Lebensquell durch die Einheit „Vater und Mutter“. Auch hier entsteht wirkliche Einheit erst in der Wechselseitigkeit von Schaffenshaltung und Empfängnishaltung als väterlicher Mütterlichkeit und mütterlicher Väterlichkeit. Das Ideal dieses Verhältnisses verkörpert Christus mit Maria: Die Form Christi empfängt die Menschheit gleichzeitig durch die Mütterlichkeit Mariens und die Väterlichkeit Christi. Das Kindesverhältnis wächst zum Brautverhältnis zu Christus und Maria, das den Mann innerlich fraulich macht, die Jungfrau zur Rühle des Mannes reifen

läßt. Letzte Erwachsenheit in Christus ist das Apostolat, die objektive Fremdzwecklichkeit des „Christus Kinder schenken“. — Das Verhältnis der Menschheit zu Gott äußert sich als „Judentum und Heidentum“. Das Wesen des Juden ist offene lebenshafte Gottzugehörigkeit, die, von einem starken Bewußtsein der „Dynamik Gottes“ getragen, durch das sichtbare Zeichen glaubt. Der Heide dagegen erkennt Gott in seiner Wissens- und Gesetzesweisheit, also in der Innerweltlichkeit des Menschen. Die Dämonie liegt für das Judentum im Erstreben nach persönlicher Nutznießung Gottes, für das Heidentum im Sichbemächtigen Gottes in die Weltgesetzlichkeit hinein. Zwischen Jude und Heide steht unverföhnbarer Haß: Der jüdische Dynamismus des Zeichenglaubens steht gegen das theoretische Programm der heidnischen Humanität. Christus schafft den Gegensatz des wechselseitigen Hasses mit Hilfe einer gesteigerten potentia oboedientialis zu einem Menschen um. Das Souveränitätsgefühl beider wird im Zeichen des gekreuzigten und des verklärten Leibes aufs äußerste gedemütigt. Die Erwachsenheit in Christus fordert gemeinsamen Aufbau der Augustinischen civitas dei, über der apostolatshafte die israelitische Dynamik Gottes in der Weisheit des Heiden aufleuchtet. — Die letzte konkrete Form des Menschen zeigt ihn als „Kirche und Menschheit“. Das Gesicht Christi als omnia in omnibus erscheint zwischen der Menschheit als Auserwähltentum (der ekklesiologischen Menschheit) und der Menschheit als Universalität, als Einheit aller Nationen. Die Auserwähltheit der „Menschen vom Himmel“ her schafft einen gewissen geistigen Imperialismus, dem alles andere nur Barbarentum und Schülertum ist. Die Dämonie liegt hier in der Ueberheblichkeit des „Wie Gott richten-Wollens“. Die „Menschheit von der Erde her“ äußert ihren Universalismus in den drei Formen der sukzessiven Allgemeinheit (Einheit in der Zeitabfolge), Gliedallgemeinheit (die Welt aus Gliedstaaten eines Imperialismus bestehend) und Ideenallgemeinheit (ein Volk sieht sich als allgemeinverbindlichen Ideenimperialismus). Die Dämonie liegt im Universalismus als verkleidetem aktivem oder passivem Imperialismus (Pazifismus des besiegten Volkes). Das Menschheitsideal ist die Durchschränkung des Ideals der Auserwähltheit mit dem der Universalität und verwirklicht sich im Bilde Christi: Das Auserwähltentum wird zur Katholizität, der Universalismus zur Exklusivität der Kirche erzogen. Letzte Erfüllung der Führerschaft Christi ist es, wenn die Welt in die Kirche, die Kirche in die Welt versinkt und dann das Sendlingstum der Kirche die Welt der Barmherzigkeit des einen unbegreiflichen Gottes preisgibt. —

600 geistig interessierte Menschen, zumeist Oberschlesier, folgten den Vorträgen, die von den Dozenten in Arbeitsgemeinschaften ergänzt und vertieft wurden, mit stärkster Anteilnahme. Die Kreise, die die Ostdeutschen Hochschulwochen ziehen, erweitern sich dank der aufopfernden Arbeit Dr. Laslowskis von Jahr zu Jahr. Das mag zum Teil auch das Verdienst der Mühe und Sorgfalt sein, mit der alljährlich besonders Chorrektor Joseph Thamm und der Leiter der Spielschar, Georg Köhrich, den künstlerischen Rahmen vorbereiten. Joseph Thamm brachte diesmal eine Messe in A-dur von Georg Alfst im Festgottesdienst und mit dem Meißner Lehrgesangverein eine sorgfältig vorbereitete Aufführung des Händelschen „Messias“. Die Heimgartenspielschar spielte unter Georg Köhrichs Leitung packend und in wuchtiger Bild-, Bewegungs- und Sprachgestaltung Alois Lippels „Abelinger Münsterspiel“. Hermann Fuhrich leitete mit einem kleinen Ensemble durch die Aufführung einer Solokantate von Telemann den öffentlichen Abendvortrag Hofrat von Walters über „Bolschewismus und russisches Christentum“ ein und veranstaltete mit der Heimgartenspielschar kleine Morgenfeiern.

von Wolfgang Pohl.

Partenau

Von Willibald Köhler

Wer ist Partenau?

Im Jahre neunzehnhundertfünfzehn rettete Hindenburg unser Grenzland von Russennot.

Und Partenau?

Auch ein Ketter, des deutschen Ostens, Oberschlesiens.

Aber wir haben doch keine Russennot! Polennot etwa? Schon eher. Indessen noch keine solche durch den mit den Waffen uns bedrängenden Nachbar.

Und das ist es letzten Endes, was dieses Feldherrngenie Partenau, der in Kriegsgewaltigen von Jahrhundert zu Jahrhundert denkt, in den Freitod treibt: das Verzweifeln im Warten auf ein von solcher Not weiß-geglühtes Mannesgeschlecht, das, sich errettend, Partenaus Kühne Feldherrnträume wahr machen könnte.

Das führt ihn auch mit dem kongenialen Oberfähnrich Riebold zusammen, dem gegenüber er sich in Riesenschlachten, geschlagen auf Landkarten und nur in Gedanken, von seinen Feldherrnträumen erlösen kann.

Der Krieg, den Partenau sich vergeblich ersehnt, es ist jener, den Lloyd George der internationalen Konferenz mit diesen Worten androhte:

„Die Ungerechtigkeit, der Übermut in der Stunde des Triumphes werden niemals vergessen, noch vergeben werden. Aus diesem Grunde bin ich unbedingter Gegner einer Politik, die von Deutschland mehr Deutsche losrennen würde, um sie an andre Staaten anzuschließen, als durch die Umstände unbedingt geboten ist. Das deutsche Volk hat eben erst gezeigt, daß es einer der lebenskräftigsten Menschenschläge der Erde ist. Es mit kleinen Staaten zu umgeben, deren viele aus Völkern bestehen, die sich niemals selbst beherrscht haben und die große, ihre Rückkehr zum Vaterlande fordernden Massen von Deutschen umfassen würden — solche Machenschaften würden nur geeignet erscheinen, im schlimmsten Maße zu einer Kriegsursache für die Zukunft beizutragen.“ Danach erhebt sich für uns kaum noch die Frage, warum dieses Buch von diesem Partenau (erschienen 1929 bei Rütten & Loening, Frankfurt) uns besonders angeht. Uns dringt der Ruf der mit Ostoberschlesien abgetrennten Deutschen ins Ohr. Unsere Anlieger sind die zweieinhalb Millionen Sudetendeutschen.

Dieser Krieg wird also zwischen dem Oberfähnrich Stefan Riebold mit vierfach überlegenen polnischen und tschechoslowakischen Streitkräften und der deutschen Reichswehr unter Partenaus Führung ausgetragen.

„Für Deutschland besteht die große Gefahr, daß wir taktisch und nicht strategisch handeln . . .“ Es ist für Partenau ein Alpdruck, daß wir in einem Kriege gegen Polen an der oberschlesischen Grenze aufmarschieren und den Gegner angreifen, denn angreifen ist Tradition. Keinen Fußbreit deutscher Heimat Erde preisgeben! Das alte schlimme Rattenfängerlied! „Diese Frontsoldaten-Auffassung vom Kriege hat uns in Ostpreußen die Marne Schlacht und damit den Krieg verlieren lassen.“ Partenau indessen und sein Gefolgsmann verstehen die Kriegskunst, die nicht, wie das Handwerk, die Taktik, erlernbar ist.

Partenau führt seinen Verteidigungskrieg gegen die Übermacht unter Ausnützung aller technischen Möglichkeiten und der Zeit, die in der Politik stets für den Angegriffenen wirkt. Hervorragendste Verteidigungsstellung gegen Osten und Süden ist der seit langem besetzte Chelm.

„Die Tschechen und Polen haben uns überfallen, Schlesien und Pommern sind schon verloren.

Von unseren Laten in dieser Nacht hängt das deutsche Schicksal ab. Jahrzehntelang haben wir unter dem schreienden Hohn der Welt für die halbe Welt als Sklaven gearbeitet. Von uns hängt es ab, ob sie uns weiter verachten dürfen.“ So beginnt die Ansprache, die Partenau die Offiziere einer auf Schnellkraftwagen herangeschafften, zum Angriff auf Böhmen in den bayrischen Wäldern bereitgestellten Armee an ihre Mannschaften halten läßt.

Partenau gewinnt diesen Krieg, der nur um des lieben Friedens willen von uns geführt wurde, um den endgültigen Frieden auch im Osten, aber unter anderen Bedingungen. —

Das Buch ist für Männer gut lesbar, für Frauen schwer, (für Jugendliche garnicht). Es ist eine willkommene Erscheinung in einer Zeit, in der schätzungsweise dreiviertel des männlichen Deutschland von „Donna Clara tollgemacht“ sind. Es ist durchweht von einer männlichen, rauhen, geistigen Luft, abhold jeder genügsamen Bürgerlichkeit. Der Ausdruck ist spröde wie Glas, oft scharf wie gebrochenes. Sein Verfasser ist Max René Hesse.

„An der Leine“

Mechtilde Lichnowskij's neuestes Buch*

Von August Scholtis-Prag

... „Ich weiß, daß ich übertreibe, wie jeder Künstler — weil alle Künstler Liebhaber, — die geborenen Übertreiber sind ...“

Diese gedankliche Spielerei entnahm ich unter vielen, vielen anderen, vortrefflicheren, Mechtilde Lichnowskij's neuestem Buche: „An der Leine“, darinnen sie uns alle, zweifüßigen, sogenannten Menschen, behutsam, lebenswürdig, eiligen Ganges (damit die Leine sich ja nicht strafft und uns etwa wehe tut), an jedem Eckstein schnuppern läßt, unsere Ergüsse, Ausgüsse, Präntionen duldet, nach getaner „Eruption“ uns Hundem ihr Sprüchlein aufsaugt, das sie irgendwie, aus einem „traditionsgeschwängerten“ Döschen, aus irgend einer silbernen Schnupftabakdose, à la: „Alter Fritz“ mit manifikürten Fingerspitzen unter uns pufst, rücksichtsvoll, lebenswürdig ... (Lebenswürdigkeit ist die letzte Potenz der Kultur, Mechtilde!!) Bis es mit allen Menschen aber soweit ist, daß sie alles wissen, alles lassen, alles begreifen und alles befolgen, sind wir alle verschnupft und in die Winde geblasen ...

Der Mensch (apropos: Mensch), immer bereit, die Wahrheit zu erschlagen, bekommt es in diesem Buche sozusagen in Form einer „Soiree“, eines opulenten Abendbrots, im Smoking, in weißen Handschuhen, mit allen (beneidenswerten) Brimborien feinsten Leute, mit „Adolphe-Menjoubartchen“, mit parodierten Litaneichen, mit Rosenamuleichen und Kosierungen von Hundem, auf daß sie begreifen, daß es eine Kultur geben sollte ...

„Five o'clock“ wird mit Verstand geschlürft und so nebenbei bemerkt, daß es arme Leute gibt, die der liebe Gott in Zorne erschaffen hat, Polizisten, die nicht begreifen, daß ein Hund auch mal muß ...

Was der Hund Lurch, von dem das Buch ausschließlich handelt, genießt, was der Hund Lurch (nebenbei ein Prolet mit Kasse!) genießt, wie lebenswert er in seiner Undankbarkeit seine fürsorgliche Herrin „bebeißt“, wie beneidenswert er in Karlsbad, in Paris, in London, in Wien, die Erdkugel uninteressant und doch so geschwängert findet, ist so gesagt, wie wenn ich und Du reden, einfach und noch einfacher, prachtvoll und gekonnt. — Gekonnt aus Menschenkenntnis und nicht aus konstruierten Bücherweisheiten! Mechtilde Lichnowskij hat die große Gnade in sich, vom „Da“sein der Rechte zu spüren; bleibe noch einiges über die einfache Technik eines solchen Buches zu sagen, was ihr aber aus der Gesamtperspektive heraus, großmütig „geschenkt“ sein soll. —

* Verlag E. Fischer-Berlin.

Kloster Czarnowanz*

Herausgegeben von Prälat Domkapitular Ernst Lange

Das 700jährige Bestehen des i. J. 1228 von Rybnik nach Czarnowanz, Kr. Oppeln, verlegten ehemaligen Prämonstratenserinnenklosters, jetzigen Waisenhauses „Heinrichstift“ hat in und seit dem Jubeljahre 1928 in ober-schlesischen Heimatsorganen eine Art Czarnowanzer Schrifttum entstehen lassen, dessen wissenschaftlichen Höhepunkt das genannte Buch bildet, auch wenn es, wie die Verfasser der eigentlichen „Geschichte des Klosters Czarnowanz“ Glowik und Strecke, ausdrücklich betonen, noch nicht den erschöpfenden Abschluß der Czarnowitzer Geschichtsforschung darstellt. Sechs Mitarbeiter haben sich zu diesem inhaltreichen Werke vereinigt. Es handelt sich um eine religiöser Frömmigkeit entsprungene und gewidmete klösterliche Stiftung, die, nachdem sie 1810 dem Schicksal aller preussischen Klöster verfallen war, seit Jahrzehnten caritativen Zwecken dient, immer aber in engster Verbindung mit der Kirche stand. Wie wohl-tuend berührt es da, wenn an erster Stelle der Oberhirt der Diözese, Erzbischof Kardinal Dr. Vertram, in der Wiedergabe seiner Ansprache vom 16. 12. 1928 das Wort ergreift, um nach einem kurzen Rückblick auf die wechselvollen Geschichte der Anstalt die ideale Aufgabe der Frauenklöster in früherer und jetziger Zeit, insbesondere in bezug auf die kirchliche Fürsorgetätigkeit zu beleuchten und den Hedwigschwestern, die hier seit 25 Jahren ober-schlesische Waisen-kinder erfolgreich betreuen, seine Anerkennung auszusprechen. Und ebenso zweckmäßig legt hierauf der Leiter der gesamten Diözesan-Caritas, Prälat Domherr Lange, als Kurator des Heinrichstifts kurz den Plan und das Zustandekommen der Anstalt unter Dank an alle Beteiligten und Gönner dar und schildert die mühevollen Arbeit, deren es bedurfte, um „immer wieder neues Leben in die alten Mauern zu bringen“, und deren es noch weiter bedarf, um die geplanten Auf-gaben ausführen und sichern zu können.

In dem „Baugeschichtlichen Anfang“ — wir nehmen dessen Besprechung vorweg — gibt Walter Lunk ein anschauliches, auf feinstem Eindringen in das Wesen der hier gebotenen Kunst beruhendes Bild der Klosterbauten, wie sie nach der Zerstörung des Klosters durch die Schweden i. J. 1643 in langem über 100 Jahre währenden Zeitraume nach und nach wieder erstanden. So zunächst das Nonnencongentsgebäude in einem von der italienischen Hochrenaissance stark beeinflussten Stil mit einer Fassade, die der des Breslauer Vinzenz-klosters (gleichfalls eine Prämonstratenser-Niederlassung) sehr ähnlich ist trotz bewußter Unter-schiede und einem schönen auch in italienischem Geschmaack dekorativ ausgestatteten Remter.

Das für den Propst und die Stiftsgeistlichkeit bestimmte Prälaturgebäude sowie die Kirche (erst 1784 ganz vollendet) verraten den Einfluß späterer Stilstufen; letztere zeigt die für das 18. Jahrh. charakteristische Verknüpfung „von Langhaus und Zentralbau zu einem ein-heitlichen ovalen Gebilde“. Wie die ganze Anlage des Gebäudekomplexes wirtschaftlich-ökono-mischen Zwecken angepaßt ist, so spiegelt andererseits die architektonische Eigenart den durch die Lage des Klosters zwischen Ost und West und Süd bedingten Kunstcharakter des schlesischen Grenzlandes wieder.

Im letzten (5.) Abschnitt berichtet Baurat Prof. Ernst Kühn von der Technischen Hochschule in Dresden, der seit 1924 die Restaurierungsarbeiten leitete, über diese dem Zwecke moderner Jugendfürsorge angepaßten neuen Bauarbeiten, die durch beigefügte Grundrißbilder erläutert werden. Man gewinnt hierbei den Eindruck, daß hier etwas geradezu Vorbildliches geschaffen wurde.

Die beiden Verfasser des dritten und Hauptteiles, der von den 215 Seiten des Werkes etwa 170 umfaßt, Georg Glowik und Maximilian Strecke, der als Lehrer in Czarnowanz

* „Der Oberschlesier“-Verlag Oppeln 1930. — 215 S. — Preis karton. 3.— M.

wirkend, sich schon früher mit der Geschichte des Klosters schriftstellerisch betätigt hat, kennzeichnen ihre Arbeit im Untertitel als „Entwicklungslinien und Forschungsaufgaben“, führen am Schluß (S. 190) eine Anzahl solcher noch zu lösender Aufgaben an und bezeichnen an anderer Stelle (S. 139) ihr Werk bescheiden als nur „grundrissartige Darstellung“. Aber wenn es auch richtig ist, daß, bevor die kurze Kynniker Periode unseres Convents (1211—1228) nicht quellenmäßig noch besser geklärt ist, bevor insbesondere die 6 Handschriftenbände der Klostergeschichte von dem Czarnowanzener Propst H u s s n a g e l († 1777) inhaltlich erschöpft und hinsichtlich ihrer Quellen geprüft worden sind, und ehe noch einige andre Fragen, z. B. über die Herkunft, nationale und soziale Zusammensetzung und, wie ich hinzufügen möchte, die eigentliche Tätigkeit der Chorfrauen, bearbeitet sind, eine erschöpfende Gesamtgeschichte nicht geschrieben werden kann, so bedeutet doch das vorliegende Buch einen bedeutenden Fortschritt gegenüber der bisherigen Forschung. Dies gilt vielleicht weniger von den ersten Abschnitten über die Anfänge, über die Blüte des Stiftes im 13. und 14. Jahrh. und den inneren und äußeren Verfall bis zur Zerstörung (1643), für die durch W a t t e n b a c h s Urkundenwerk mit wertvoller Einleitung und Personalverzeichnissen und seinen „Abriss der Gesch. des Klosters Czarnowanz“ immerhin gebiegene grundlegende Vorarbeiten geschaffen waren, als von den späteren Schilderungen des erneuten Hochstandes im 17. und 18. Jahrh., der Säkularisation — hier hat der frühere Czarnowanzener Pfarrer Lic. S w i e n t e k etwas vorgearbeitet —, der Zeit der Verwahrlosung des Gebäudes bis 1869, der kurzen Tätigkeit der M a g d a l e n e r i n n e n aus Lauban (1870—1875) und des Waisenhauses H e i n r i c h s t i f t. Hier ist alles neue Forschung, zumal Wattenbachs Urkunden nur bis 1500 reichen, und erstmalige Bearbeitung. Aber auch über Probleme der älteren Zeit erhalten wir zum ersten Male genauere Auskunft; ich greife nur heraus das Verhältnis zum Mutterkloster P r é m o n t r é in Nordfrankreich, das schließlich sein Paternitätsrecht an das Breslauer W i n z e n z k l o s t e r abtreten mußte, die selbständige Behandlung der Wirtschaftsgeschichte, die eine klare Einsicht in den wechselnden Besitzstand, in die deutsche Kolonisation u. dgl. ermöglicht, und die eigenartige Verknüpfung eines Nonnenconvents unter einer Priorin mit einem Propst als Vorsteher des Klosters und seinen geistlichen Gehilfen, die gelegentlich zu mancherlei Differenzen führte. Dankenswert und interessant ist auch das nähere Eingehen auf die einzelnen P r ö p s t e, die es durch Balthasar Herbert von Hornow (seit 1675) zur A b t - u n d P r ä l a t e n w ü r d e brachten, und von denen der verdiente und gelehrte Abt E u s t a c h i u s H u s s n a g e l und der letzte Abt, der umsichtige H e r m a n n J o s e p h K r u s c h e, namentlich erwähnt sein mögen, und auf die Geschicke der Stiftsgeistlichen nach der Säkularisation. Es verlohnt sich fast nicht, gegenüber diesen Vorzügen der Glowik-Streckeschen Arbeit, einiges anzuführen, was mit als verbesserungsbedürftig erscheint. Wenn sie in einem kurzen Vorwort oder am Anfang nicht den bei geschichtlichen Werken üblichen Hinweis auf die zu Grunde liegenden Vorarbeiten geben wollte, so hätte man doch wenigstens die Ausführung des Titels der beiden oben genannten Werke W a t t e n b a c h s, dessen Name allerdings im Texte oft im Zusammenhang mit den Urkundenangaben genannt wird, bei ihrer ersten Erwähnung oder unter den Abkürzungen auf S. 8, wo auch Börlisch und Swientek genannt sind, erwartet, zumal sie in der Abkürzung C, und Z 2 unzehligemal zitiert sind; der Hinweis im Literaturverzeichnis auf Kaiser usw. genügt doch wohl nicht. Wie das Verzeichnis der Präpöste interessiert, so hätte man auch gern ein solches der Priorinnen gesehen. Sollte zu den vom Stifte angelegten Kolonien Horst und Hermansthal (S. 149) nicht auch Grabischok (heute Grabczok), 1771 („auf Stift Czarnowanzener territorio“ angelegt, gehören? Die Unterabteilung S. 51: II. 2, darunter wieder I. II. III. (statt etwa a. b. c.) ist doch wohl nicht glücklich; endlich ist mir S. 144 ein Druckfehler begegnet; Zeile 8 v. o. muß es heißen amplius statt amplis, das übrigens erst nach der letzten Korrektur in den Text gekommen ist.

Aber wie gesagt, solche Kleinigkeiten sind durchaus unerheblich gegenüber dem Wert und der hohen Bedeutung des Gesamtwerkes sowohl für die heimatlliche Geschichtsforschung als auch die

Geschichte des Klosterwesens überhaupt. Man darf hoffen und erwarten, daß dem Buche, das bei aller Reichhaltigkeit und Fülle des Stoffes unter einer einheitlichen, leitenden Idee steht, der verdiente Erfolg und damit bald eine neue Auflage beschieden sein möge, die auch das sehr wünschenswerte, bereits im Manuskript fertig gestellte Personen-, Sach-, Literatur- usw. Register, von dessen Veröffentlichung aus bestimmten Gründen Abstand genommen wurde, bringen möge.
Breslau. Prof. Dr. Paul Klemenz.

*

Dr. Lasłowski, der um das heimische Geistesleben hochverdiente Leiter des Meißner Heimgartens, einer der besten Kenner ober-schlesischer Geschichte und ein in ganz Deutschland anerkannter neuzeitlicher Geschichtsforscher, schreibt zu dem Czarnowanzbuch:

„Wer die Lückenhaftigkeit und die wissenschaftliche Unzulänglichkeit der Literatur zur Geschichte unserer Heimatprovinz kennt, der muß den Verlag des „Oberschlesiers“ zu dieser neuen Leistung beglückwünschen. Druck, Ausstattung und Bildmaterial ist einfach vorbildlich zu nennen. Die Darstellung ist, soweit ich das bei der ersten Durchsicht beurteilen kann, klar, gründlich, sachlich und regt zu weiteren Forschungen an. Herr Prälat Lange hat sich mit der Herausgabe dieses Buches um die ober-schlesische Heimatliteratur ein besonderes Verdienst erworben. Möchte das Werk recht viele Leser finden“.

Die Gemeinnützige Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst e. V. und unsere ober-schlesische Arbeit

Seit einer Reihe von Jahren entfaltet die Gemeinnützige Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst unter der zielbewußten Leitung ihres Obmanns Dr. Michaelis in Berlin eine segensreiche Tätigkeit. Die Gemeinnützige Vereinigung erfüllt zunächst eine soziale Aufgabe, indem sie notleidenden Künstlern ein Arbeitsfeld schafft. Die Mehrzahl der zur Mitarbeit herangezogenen Kräfte gehört unserem guten Nachwuchs an. Vorspann für diese noch unbekannteren Kräfte leisten die im Dienste der Gemeinnützigen Vereinigung stehenden bereits Weltgeltung besitzenden Künstler. Gute Hilfsstellung schenkt dabei die gleichfalls von Dr. Michaelis betreute Deutsche Kunstgesellschaft. Sie vermittelt unseren führenden deutschen Künstlern Gastspiele im Ausland und verpflichtet im Austausch dafür allgemein anerkannte ausländische Künstler nach Deutschland.

Ihre kulturpolitische Aufgabe sieht die Gemeinnützige Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst darin, das Kunst- und Kulturleben insbesondere unserer Grenzgebiete zu unterstützen und der Grenzlandbevölkerung gute Kunstgenüsse zu einem billigen Preise zu bieten, wozu die Vereinigung dank der Unterstützung zentraler Stellen und einer sehr geschickten organisatorischen Zusammenfassung imstande ist. Auf freundschaftliche Zusammenarbeit mit den bodenwüchsigsten Kunstbestrebungen und Vereinen in den Grenzprovinzen legt die Gem. Ver. größten Wert. Sie will die örtlichen bodengewachsenen Kunstleistungen niemals einengen oder gar verdrängen, ihnen vielmehr mit Rat und Tat zur Seite stehen, ihre Arbeit ergänzen und dabei helfen, daß die deutschen Grenzgebiete auch durch die gute deutsche Kunst Hand in Hand arbeiten und in lebendiger Verbindung mit dem deutschen Mutterlande bleiben.

Organ der Deutschen Kunstgesellschaft und der Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst ist „Die Brücke“, eine sympathische und richtunggebende bildungspflegerische Monatschrift, die nicht nur den Aufgabenträgern der beiden oben genannten Kunstorganisationen zeichnet und erläutert, sondern überhaupt über neuzeitliche Bildungsaufgaben ausgezeichnet unterrichtet, überparteilich, mit Takt und aufgeschlossen. (Probehefte fordere man bei der Redaktion Berlin W. 30, Nollendorffstr. 37 an.)

Auch in Oberschlesien wird die Gemeinnützige Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst vom Herrn Oberpräsidenten in diesem Sinne unterstützt. Bisher hatte Herr Haupt in Beuthen mit viel Eifer und Erfolg hauptamtlich die Gemeinnützige Vereinigung in Oberschlesien vertreten. Jetzt mußte diese hauptamtliche Stelle aufgehoben werden, und auf Wunsch des Herrn Oberpräsidenten, der Gemeinnützigen Vereinigung und der auf kunstpflegerischem Gebiete in Oberschlesien tätigen Organisationen ist der Unterzeichnete ehrenamtlicher Vertrauensmann der Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst für das Gebiet der Provinz Oberschlesien geworden. Ich bin mir bewußt, daß gerade jetzt unter anderem die augenblickliche schlechte Wirtschaftslage unsere kunstpflegerische Arbeit außerordentlich erschwert. Ich glaubte mich aber nicht versagen zu dürfen, weil die Arbeit der Gemeinnützigen Vereinigung für unsere obererschlesische Heimat unbedingt einen kulturellen Kräftezuwachs bedeutet und wirklich hervorragende künstlerische Leistungen und Künstler auch aus Oberschlesien durch sie Förderung erfahren können. Unsere erste Sorge bleibt, wofür ich ja als Herausgeber des „Oberschlesiers“ schon immer mit Nachdruck mitzuwirken berufen bin, die bodengetreue Musik und Kunstbetätigung zu entwickeln. Oberschlesien ist ja kein steriler Kolonialboden, der auch, wenn wir die deutsche Kunst ins Blickfeld nehmen, nicht ausschließlich vom deutschen Binnen- und Mutterlande lebt, vielmehr auch hier ein lebendig mitwirkender, ein mitklingender Teil unserer deutschen Muttererde.

Aber auf der andern Seite wissen gerade wir Oberschlesier ganz genau, daß eine Landschaft verkümmern und verdorren müßte, wollte sie sich sozusagen durch eine kulturelle chinesische Mauer vom Mutterlande abschließen. An einem gegenseitigen Geben und Nehmen, an einem reichten und Kräfteaustausch ist sehr viel gelegen und für ihn ist das Beste gerade gut genug.

Wir dürfen uns deshalb gegenüber den Hilfen und Erleichterungen, die uns die Gem. Ver. anbietet, nicht verschließen, und bei dem gerade hier notwendigen einmütigen und vertrauensvollen Zusammenarbeiten der auf musik- und kunstpflegerischem Gebiete in Oberschlesien tätigen Vereinen und Persönlichkeiten wird in den nächsten Wochen festgelegt werden müssen, inwieweit wir die Darbietungen der Gem. Ver. in die obererschlesischen Veranstaltungen dieses Winters einfügen können, keiner örtlichen Leistung zum Schaden, aber allen obererschlesischen Kunstfreunden und unserer ganzen deutschen Arbeit zum Nutzen.*

Äußerungen und Wünsche in dieser Beziehung bitte ich mir bald mitzuteilen (Oppeln, Schule III, Malapaner Straße); ich werde mich ihnen nicht verschließen. Das hohe Ziel, das uns vor schwebt, ist: Die Zusammenarbeit Oberschlesiens mit der Gem. Ver. soll eine Kollektivleistung sein, ähnlich, wie es bei unserer Monatschrift „Der Oberschlesier“ bereits so schön verwirklicht ist. Auch „Der Oberschlesier“ ist nicht das Werk eines Einzelnen, an seiner Entwicklung und Gestaltung hat vielmehr so ziemlich alles Anteil, was reinen und guten Willens ist, was sich auf kulturellem Gebiete bei uns in Oberschlesien schöpferisch betätigt. Karl Scgodroff.

* Im Auftrage der Gem. Ver. z. Pfl. d. Kunst reist u. a. in diesem Jahre wieder die bewährte Berliner Kammeroper, die für Oberschlesien in der Zeit vom 31. Januar bis 11. Februar zur Verfügung steht. Sie bietet dieses Mal: Mozarts „Entführung“, Rossinis „Barbier von Sevilla“, von Dominico Cimarosa „Die heimliche Ehe“ und von Karl Ditter von Dittersdorf „Der Doktor und der Apotheker“.

Die Oper „Doktor und Apotheker“ ist gleichzeitig eine Werbung für unsere engere Heimat und dürfte der besonderen Anteilnahme auch unserer heimatkundlichen Freunde sicher sein. Vgl. die Ausführungen von Professor Dr. Peschel in unserem „Altwaterheft“ vom April d. Js. (S. 323/24) und in diesem Heft den Aufsatz von Dubinsky.

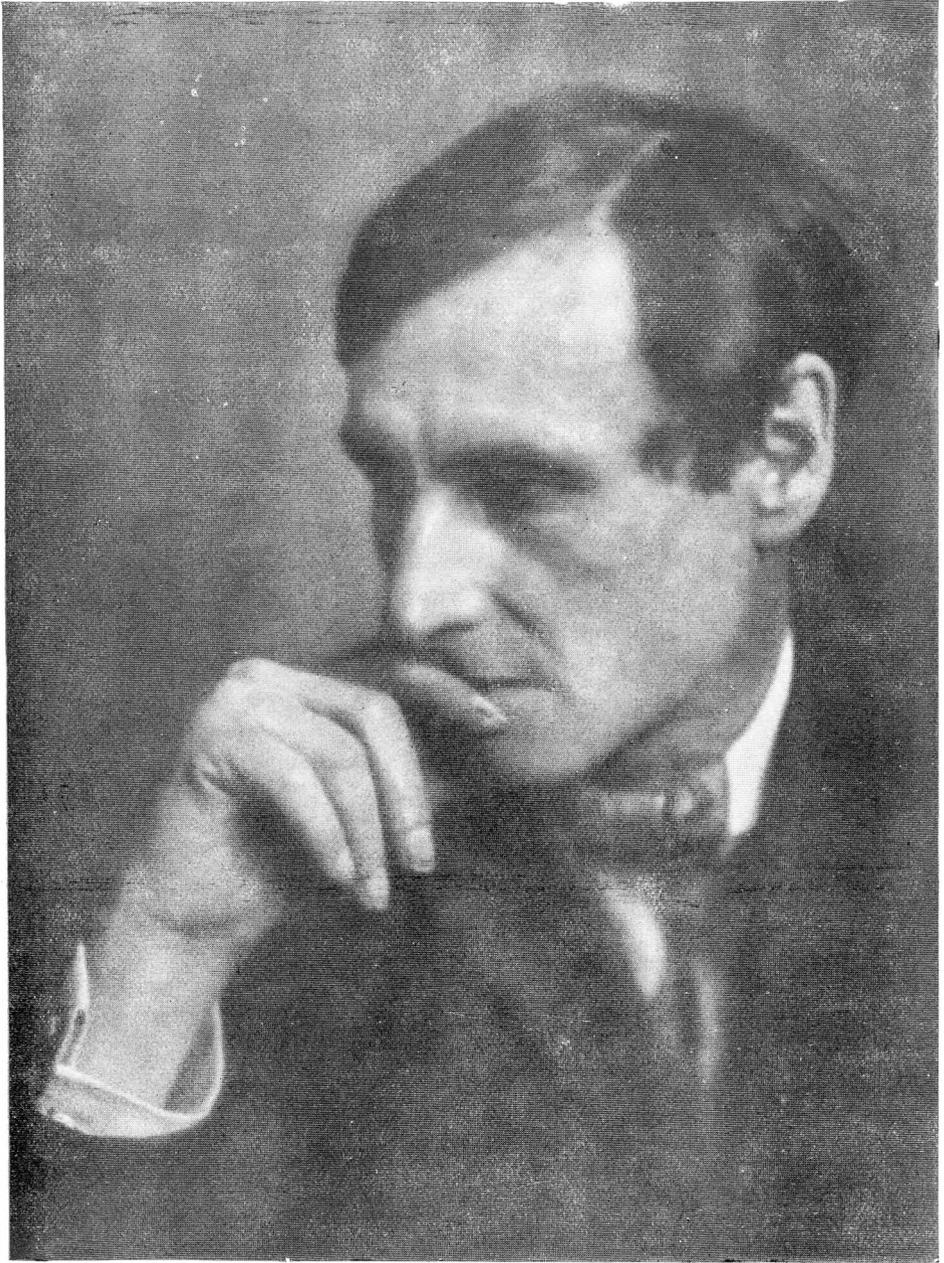
Otto Mueller

Zu seinem Tode am 24. September 1930

Von Reinhold Conrad Muschler

Das Körperliche Otto Muellers hat seine Bahn vollendet. Sein Wesen bleibt unter uns, wie seine Kunst seinen Namen unvergänglich gemacht hat. Er war vom ersten Augenblick an ein Eigener, selbst da, wo er noch von fremdem Einfluß berührt war. Das beweisen seine Erstgemälde, die einst Carl Hauptmanns Heim schmückten. Sein Wesen war gespannte Urkraft, die Art sich persönlich zu geben aphoristische Satire. Man hielt ihn vielfach für eine aufrührerische Natur. In Wirklichkeit machten Schärfe des Intellekts und ein tief mystischer Glaube ihn zum Original, zumal sein starkes Unabhängigkeitsbedürfnis ihn zwang, konventionelle Formen mit seinem ungebrochenen Klang zu übertönen. Lebensstil und Kunstwerk waren bei ihm untrennbare Einheit. Das Grübelnde, manchmal Abergläubische, stets Vereinsamte und Harte des Schlesiens erfüllte seine Person; das unerhört Sichere der Analysis der Wirklichkeit und die visionäre Art geschlossener Synthese schufen daraus seine Persönlichkeit. Er war ein Phantast der Empfindung mit der Phantasie sein Vernunft. Ekstatische Schwärmerei liebte er nicht und verlor sich doch gern in die Bangigkeiten eines Aberglaubens, wie sie Menschen zu eigen ist, denen die Kraft der Primitivität innewohnt. Philosophie war ihm intuitives Wissen, das seinen Bildern jenes Erscheinungsgröße gab, das dem Einschachtelungstheoretiker Schwierigkeit der Abstempelung machte. Das ängstlich unter stacheligen Gebärden verborgene Grundgütige seines Wesens — keiner trug wie er das Freundschaftsgefühl so fest im Auge! — schlug sich in der märchenhaften Sensibilität seiner Arbeiten nieder, die nicht nur den berufenen Maler erwiesen, sondern auch den dichterisch und musikalisch sein Empfindenden. Er soll sich zu viel wiederholt haben! Die das sagen, verwechseln Variation mit eigener Sprache. Jeder, der einmal ein Bild von ihm sah, erkennt einen Otto Mueller mit derselben Gewissheit, wie er einen Mozart oder Goethe am Klangeigenen und rhythmisch Originalen sofort erfasst. In seinen Werken ist seine unverbesserliche köstliche Naivität inkarniert, die nur einem starken Egoisten innewohnen kann, dessen Rundgebungen jeder Art eben sein Ego darstellen. Die Lyrik seiner Malereien ist die Improvisation seines zärtlichen Innern, vor dem er sich so fürchtete, daß er gern, oft mit faunenhafter Freude, eine Maske trug. Aber das war nur die Dämonie eines seelisch immer Einsamen, eine Augenblicksnuance seines in der Tiefe ausgewogenen und starken Menschentums, das Einflüssen abzuwehren berechtigt war. Mag sein immer mehr vergeistigt gewordener Körper beendet sein, Otto Mueller wird nie aufhören unter uns zu weilen, wie sein Werk Wesen und Notwendigkeit ist und bleiben wird.

Otto Mueller, geboren am 16. Oktober 1874 zu Liebau in Schlesien, bezog 1896 die Kunstakademie in Dresden, gehörte später dem Kreise der „Brücke“ an und war Mitbegründer des deutschen Expressionismus. Jahre stiller Zurückgezogenheit im Riesengebirge — enge Beziehungen zu Karl und Gerhardt Hauptmann — wechselten mit Jahren aufsteigenden Ruhmes in Berlin. 1919 Berufung als Professor an die Kunstakademie in Breslau, wo er im Kreise seiner Schüler und Freunde erfolgreich bis zu seinem Tode wirkte. Fast alle deutschen Galerien besitzen Werke Otto Muellers, sein Ruf hat internationale Bedeutung. Die Schriftleitung.



Otto Mueller/Breslau †

Lichtbild Glauer/Oppehn

M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e ä e

Am 14. Oktober d. Js. starb im Alter von 57 Jahren Rektor Bruno Clemenz in Liegnitz.

Er war einer der hervorragendsten Vorkämpfer der Heimatidee in Schlesien. Durch seine Veröffentlichungen, insbesondere seine Zeitschrift „Schlesien“, aber auch durch Wort- und Lichtbild hat er unermüdet und opferwillig ein Menschenalter der Heimatkunde gedient. Auch in pädagogischen Kreisen genoss Bruno Clemenz großes Ansehen, so u. a. durch seine Mitarbeit im Kreise der deutschen Schulreformer und durch sein Werk „Die Heimatschule“. Auch unserem „Oberschlesier“ war Bruno Clemenz, dessen Arbeitsgebiet nach dem Kriege hauptsächlich Niederschlesien umfaßte, immer ein uneigennütziger Freund und Helfer. Nun ruht die schlesische Erde, die er so sehr geliebt hat, seine sterbliche Hülle zurück. Die geistige Saat, die Bruno Clemenz anstreute, wird wachsen und gedeihen.

Am 12. Oktober starb in Neisse plötzlich nach ganz kurzer Krankheit Lehrer Hans Jülke

im Alter von 26 $\frac{1}{2}$ Jahren. Hans Jülke gehört zu unseren begabtesten jungen ober-schlesischen Schriftstellern. Auch im „Oberschlesier“ konnten wir im Laufe der letzten Jahre manche schöne Gabe seines dichterischen, insbesondere lyrischen Könnens veröffentlichen. Wir werden sein Werk und den guten und in der Gesinnung vornehmen Menschen Hans Jülke niemals vergessen.

Hans Jülke war auch ein rühriges Mitglied des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien und seiner Jungoberschlesischen Dichtergemeinschaft.

Mit dem Heimgange des 68jährigen Dr. Fritz Prelinger in Breslau

verlor Schlesiens Kulturwelt einen seiner markantesten Männer. In Rätuten beheimatet, aber durch seine Familie später an Schlesien,

auch an Oberschlesien gebunden, hat Dr. Fr. Pr., insbesondere als Musikkritiker der „Schlesischen Zeitung“ in Breslau sich sehr gut in die schlesischen Verhältnisse eingearbeitet und durch 15 Jahre die musikalische Kunst Schlesiens mitbestimmt. Auch als Musikschriftsteller betätigte er sich rührig. (Beethoven-Briefe — Marschner — Wagner). Früher selbst ausübender Künstler, bedeutete das Kritikeramt für ihn manchmal herbes Entsagen. Als Mensch blieb Dr. Prelinger immer etwas weltfremd, immer etwas wie ein großes Kind, das leicht zu erfreuen war. Schnell vergaß er Bitteres und Herbes und bewahrte nur das Schöne in seiner Erinnerung.

*

Eine Bilderausstellung Wilhelm Doms läuft in der Zeit vom 13. 10. bis 20. 11. in Breslau bei Ritschner, Große Großenstr. 13. Wilhelm Doms lebt als freischaffender Maler in Berlin und stammt aus Ratibor. Von seiner Kunst haben wir im „Oberschlesier“ bereits öfters Proben gebracht. (Vergl. u. a. unser Wilhelm-Doms-Fest vom Jahre 1924 (Oktober-Novemberheft) und unser Juliheft 1928).

Mehr Werbung für unsere heimischen Künstler!

War da jüngst in Beuthen eine Ausstellung des mehr im Westen beheimateten Künstlerbundes „Die Lärmer“. Wir freuen uns, wenn wir solchen Besuch hier im Südosten bekommen. Schlimmer als taftlos aber muß man es bezeichnen, wenn bei den Führungen durch die Beuthener Ausstellung diese über den Alee gelobt wurde auf Kosten unserer heimischen Kunst und Künstler. Das sonst erklärliche Bestreben, möglichst viele Bilder bei uns abzusetzen, kann nicht entschuldigen, umsoweniger, als die Ausstellung durchaus nicht den Gipfelpunkt deutschen bildkünstlerischen Schaffens uns zeigte, vielmehr mancher alte und belanglose „Schinken“ zu sehen war. Schlesien müsse erst für die bildende Kunst erzogen werden (durch die

„Türmer“!), es sei noch sehr rückständig. Die hier herrschende „Zeichenlehrerkunst“ verderbe viel. Und was als besonders gute Kunstleistung bei uns gepriesen werde, wie das Beuthener Papstbild von Wittek, verderbe viel, übersprudele sich der führende Herr, als er einen guten Freund und mich durch die Ausstellung brachte. Doppelt unbehaglich wurde es uns, als wir feststellten, daß er selbst auch ausgestellt hat. Und als ich ihn fragte, was er denn von den schlesischen Künstlern wisse, blieb er mir die Antwort schuldig. Er kannte bedauerlicher Weise nur das Papstbild von Wittek! Namen wie etwa — wenn ich nur an Oberschlesien denke — Ludwig Peter Kowalski, Hans Zimbal, Adolf Münzer, Georg Nerlich und Wilhelm Doms waren ihm böhmische Berge. Er wußte auch nichts davon, wie viel wir gerade in Oberschlesien dem Wirken unserer tüchtigen Zeichenlehrer verdanken. Gerade in diesem Hefte können wir ja unseren Lesern des Meisters Schmialeks Kunst zeigen.

Ich erzähle dieses Erlebnis, weil wir nicht oft genug vor einer unverhältnißmäßigen Überschätzung des Auswärtigen warnen und nicht warm genug für die bodenwichtige Kunstleistung eintreten und werben können. Das ist Deutsch-tumspflege im Grenzland im besten Sinne. Erz.

Eine Oberschlesien-Studienfahrt

unternahmen in der zweiten Hälfte des September 18 Oberprimaner des Johanneums in Lübeck unter Leitung von Oberstudienrat Professor Dr. Wilhelm Br üsch. Solche Grenzlandfahrten können zur Nachahmung sehr empfohlen werden!

*

Professor Dr. Theodor Schube

vollendete am 8. Oktober d. Js. sein 70. Lebensjahr. Wir wünschen dem Jubilar einen noch recht langen, gesunden und zufriedenen Lebensabend.

Professor Schube hat sich um die Entwicklung der schlesischen Naturforschung und des schlesischen Naturschutzes große Verdienste erworben. Wir nennen nur u. a. seine „Flora von Schlesien“, das „Waldbuch von Schlesien“,

„Die Naturdenkmäler und Naturschutzaufgaben in Schlesien“. Unermüdlich — was er auch heute noch mit körperlicher und geistiger Frische tut — hat der Jubilar Schlesien kreuz und quer, meist auf dem Fahrrad, durchforscht; er hat durch ein ganzes Menschenalter zahlreiche Vorträge gehalten und Bildaufnahmen gemacht und gesammelt. In der Geistesgeschichte Schlesiens ist ihm ein Ehrenplatz für alle Zeiten sicher.

Die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur, deren Ehrenmitglied der Jubilar ist, hat ihren Dank durch Überreichung einer von Gosens Meisterhand geschaffenen Büste abgestattet.

Auch unserer engeren Heimat Oberschlesien ist der in Breslau wohnende Professor Schube altbekannt. Schube hat Oberschlesien in der Zeit, da wir noch keine eigene Provinz hatten, mit der gleichen Liebe betreut wie unsere liebe Schwesterprovinz Niederschlesien, er schenkt auch heute noch gern Oberschlesien seinen Besuch und seine Mitarbeit. Und damit sein Bild auch nach der menschlichen Seite abgerundet sei: „Er ist ein rechter Baumnarr“, dieses Wort, das Bismarck einst über seinen Oberförster Westfal sagte, das gilt im schönsten und besten Sinne auch für unsern Professor Dr. Schube.

Die Tagung des Naturbundes Schlesien in Beuthen N/O.,

von der wir im vorigen Hefte berichteten, wurde ein großes Heimatelebnis. Aber die Ergebnisse der Tagung berichten wir noch später ausführlicher. Aber schon jetzt sei Major Drescher und seinem Kreis aufrichtig gedankt für all das Schöne und Vorbildliche, was in Beuthen geboten wurde.

„Ostdeutscher Naturwart“.

Der 1924 gegründete und später wieder stillgelegte „Ostdeutsche Naturwart“ erscheint nunmehr in neuer Folge, (3. Jahrgang, jährlich 6 Hefte). Er wird herausgegeben von seinem Mitbegründer Dr. Hans Neumann in Liegnitz und will den natur- und heimatforschenden Belangen des deutschen Ostens dienen.

Das erste als Oktober-Ausgabe herausgegebene Heft ist OberSchlesien und dem Schlesiſchen Naturbundtag in Beuthen gewidmet. Es bringt u. a. folgende Beiträge: Dr. Tr. Kalisch, Die westoberschlesische Eisenindustrie, Dr. M. Schlott, Die Wasserfedermaus in OberSchlesien, H. Stephansky, Die Leichwirtschaft in OberSchlesien, E. Schubert, Das Interglazial von Kostenthal D/S., H. Rogias, Die naturwissenschaftliche Abteilung am Museum zu Beuthen D/S., R. Merkel, Mehr Unterricht im Freien und E. Schalow, Zum siebzigsten Geburtstag von Theodor Schube.

Ein besonderer Beitrag des Herausgebers wertet in freundlicher Weise unser im April d. Js. erschienenenes Altvaterheft.

OberSchlesien und auch unser „OberSchlesier“ werden es immer dankbar begrüßen, wenn man in anderen Gauen unseres Vaterlandes an uns denkt. Wenn auch diese von außerhalb geleistete Grenzlandwerbung unser eigenes und pflegliches Kulturschaffen aus der Heimatlandschaft heraus niemals ersetzen wird, so kann es doch ergänzend wirken und überall in deutschen Landen auf die besonderen Nöte unserer Südostecke aufmerksam machen. Für jede gutgemeinte Stärkung unserer deutsch-oberschlesischen Heimat- und Schicksalsgemeinschaft werden an erster Stelle die bei uns kulturell Schaffenden und ihr Organ, „Der OberSchlesier“ aufrichtig dankbar sein.

Kyziya P., Naturwissenschaftliche Streifzüge zur Förderung der Heimatkunde und des Heimatschutzes in OberSchlesien.

Verlag F. Hirt, Breslau. Preis: geheftet 4.—, gebunden 4.50 M. Heftausgabe: Heft 1. Aus der Vogelwelt 1.50. Heft 2. Von der Jagd und vom Wild 1.10. Heft 3. Verkannte Freunde und Feinde des Menschen 0.75. Heft 4. Kleintierzucht 0.65.

Wenn wir das vollstümliche heimatkundliche Schrifttum OberSchlesiens überschauen, so fällt uns seine Armut an Arbeiten auf, welche sich mit der Leberwelt der Heimat befassen. Schon aus diesem Grunde ist das Erscheinen eines Buches wie des vorliegenden zu begrüßen. Die lebende Natur der Heimat ist nun einmal einer

ihrer wesentlichsten Bestandteile, und sie kennen und lieben lernen, heißt: Die Heimatliebe vertiefen, verinnerlichen.

Ohne auf die Vielseitigkeit des Inhalts einzugehen, sei vor allem darauf hingewiesen, daß bei aller Naturbegeisterung dies Werk ein „Buch der Wirklichkeiten“ ist und auch sein will. Der Verfasser verliert sich nicht in schwärmerische Weitschweifigkeiten, noch „dichtet“ er in die Natur hinein. Mit den Augen eines scharfen Beobachters läßt er uns die Natur sehen, ihre Schönheit und Vollkommenheit, aber auch den verderblichen Einfluß der Zivilisation, die vielen scheinbaren Widersprüche in dem Verhältnis des Menschen unserer Zeit zur lebendigen Schöpfung. Naturgenuß, Naturschutz, Jägerei, Landwirtschaft, Industrie mit ihren vielen gegenseitigen Reibungsflächen werden ganz sachlich von einem Manne der Praxis betrachtet. Diese Vorzüge lassen das Buch vor allem für zwei Zwecke geeignet erscheinen: Für die Propagierung des Naturschutzgedankens und für die Verwendung in der Schule. Wer jemals sich in den Gedankenbereich des Naturschutzes und der Naturdenkmalpflege gegeben hat, dem wird sich bald die Klust aufgetan haben, die hier zwischen Theorie und Praxis klappt. Dem wünschenswerten Schutz vieler Naturgegenstände stellen sich oft unüberwindliche Hindernisse entgegen. Durch den Menschen ist nun einmal das biologische Gleichgewicht vieler Lebensgemeinschaften gestört worden. Mancher Schaden läßt sich wieder gut machen, anderer nicht. Wirtschaftliche Notwendigkeiten heißen manchmal Maßnahmen, die dem Naturfreund wehe tun. Es ist schwer, hier den richtigen Weg zu gehen. Als Extreme stehen sich der unbedingte Naturschutz und das rücksichtslose Naturausbeutertum gegenüber. Es ist eine Freude, in vorliegendem Werke die verständigen und durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden Ausführungen und realisierbaren Vorschläge, so weit sie den Naturschutz betreffen, zu lesen. Dem Naturschutz nützt meines Erachtens solch vernünftige und in den richtigen Grenzen gehaltene Stellungnahme mehr, als übertriebenes Eisern für niemals erfüllbare Dinge. Man lese z. B. die Ausführungen über die Vogelwelt des In-

dustrriebezirks, die sehr richtigen Ansichten über die Ursachen des Rückganges der Vogelwelt, über den Vogelfang, über den praktischen Vogelschutz (Winterfütterung, Vogelschutzgehölze, Industrie- und Vogelwelt, Eisenbahn und Vogelschutz, Vorschläge zur Hebung der Vogelwelt). Recht warm nimmt sich ferner der Verfasser in ausführlichen Kapiteln der „Geächteten unter den Tieren“ an. Das heikle Thema Forst-, Landwirtschaft und Jagd (wie es z. B. zu Tage tritt in der Behandlung der Krähenfrage) wird sachlich behandelt.

Aus den angeführten Gründen erscheint das Buch auch besonders für den Gebrauch in den Schulen geeignet. Hier tut ein Buch in dieser Richtung wirklich not. Ich denke es mir gut angewandt in Ergänzung des natur- und heimatkundlichen Unterrichtes als Klassenlektüre. Die Lehrer werden, da ein ähnliches Werk, das die Natur der Heimat in gleicher Weise behandelt, fehlt, gern dazu greifen und unter Umständen manche Turnerfassstunde mit dem Lesen dieser Stoffe ausfüllen. Vor allem wird das Buch in die Lehrer- und Schülerbibliotheken aller Schulen aufgenommen werden müssen. Der Preis ist angesichts der gediegenen und geschmackvollen Ausstattung erschwinglich. Auf die ganz vorzügliche Bildausstattung (70 Abbildungen, fast alle Naturkunden aus dem heimischen Naturleben) sei noch besonders aufmerksam gemacht. In der billigen Heftausgabe ist das Büchlein auch für Schüler und Minderbemittelte erschwinglich.

Hubert Kozias.

René Martel: Deutschlands blutende Grenzen.

Übersetzt von W. Scheuermam. Verlag Gersch. Stalling-Oldenburg. Kart. 2.85 M., Ganzleinen 3.85 M.

Die Übersetzung dieses Buches des berühmten französischen Schriftstellers und Gelehrten war eines der dringendsten Erfordernisse der Stunde, die die Aufmerksamkeit der Welt erneut und in verschärftem Maße der Revision der deutschen Ostgrenzen zuwendet. — René Martel widmet den ersten Teil seiner Untersuchung der Entwicklung der polnischen Unabhängigkeitsbewegung bis zum Waffenstillstand. —

Dabei ist für uns die geschichtliche Feststellung höchst bedeutsam, daß nach der Zweikaiserproklamation vom 13. 9. 17, welche die Schaffung eines freien Polen als mit demokratischem Parlament ausgestatteter Monarchie sicherte, das regierende polnische Kabinett dem Präsidenten Wilson am 4. April 18 auf den Vorschlag der Schaffung eines freien Polens mit freiem Zugang zum Meere (auf Kosten Preußens) unter dem Beifall des Staatsrates mit einer Absage antwortet.

René Martel zeigt weiter, wie Paderewski, Dmowski und Sosnowski allmählich unter Ausnutzung von Wilsons Unkenntnis der europäischen Verhältnisse und mit Hilfe Clemenceaus gegen Lansing und Lloyd George fast ihre äußersten, fanatischen Forderungen durchsetzen und es ihnen beinahe gelingen will, auch Oberschlesien einzuheimen.

Im dritten Teil geht der Verfasser mit seltener Gründlichkeit — (er bereiste zum Zwecke eingehender Sprachstudien die Kaschubei und Oberschlesien) — und unbeflecklicher Sachlichkeit der Revisionsfrage für die ganze Ostgrenze nach. Er kommt zu dem Schlusse, daß der Korridor, Danzig (bei Neutralisierung der Weichsel und der Zufahrtslinien zum Danziger Gebiet) und das ostoberschlesische Industriegebiet, Deutschland zur Wahrung der Gerechtigkeit und des europäischen Friedens müßten zurückgegeben werden.

Die fesselnde Darstellung macht das Buch für jeden lesbar. Jedem deutschen Jungen reiferen Alters müßte es zu Weihnachten auf den Gabentisch gelegt werden. Willibald Köhler.

Eva von Ziele-Winkler, Die Bergmannstochter, Aus unserer Mutter Jugendzeit.

Verlag der Evangelischen Buchhandlung P. Ott, Gotha. 1928, 165 Seiten, 5 Bildtafeln. Preis Pappband 3.80 M., Leinen 4.50 M.

Eben hat Schwester Eva von Ziele-Winkler das Zeitliche gesegnet, beweint insbesondere von ihren Böglingen im Eva-Heim in Michowitz und vielen Armen, denen sie immer die beste Mutter war. Eva von Ziele-Winkler

gehört für alle Zeiten zu den Wohltätern Oberschlesiens. Diese seltene Frau aus dem Geschlechte derer von Ziele-Winkler hat, nimmermüde, die Werke einer echten Caritas geübt.

In dem vorliegenden Buche schildert sie nach Aufzeichnungen und Briefen die Zeit etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der oberschlesische Bergbau noch in den Anfängen steckte. Weit über Schlesien hinaus wird das Büchlein als ein kulturgeschichtlich reizvolles Bild des Werdens einer deutschen Familie aus bescheidenen Anfängen zur Höhe eines führenden großindustriellen Unternehmens dankbar begrüßt werden. Das Frauenschicksal der Bergmannstochter und ihre Begegnungen mit Zeitgenossen wie Vorsig, Bettina Brentano oder Varnhagen werden fesseln. Das Buch zeigt das Ringen, Suchen und Sichentfalten eines jungen, nach dem höchsten Ziele strebenden Herzens, ohne konfessionelle Unduldsamkeit. Wie ein altes feines Pastellbild wirkt die Einleitung, die „Mutter Eva“ dem Buche voransetzt.

Dr. Alfred Wiefenhütter, Der evangelische Kirchbau Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart.

Evangelischer Presseverband für Schlesien, Breslau 1926. Preis kart. 5.50 M, in Halbleinen 8.50 M.

Wie bei uns auf katholischer Seite, so hat auch die evangelische Kirche im Laufe der Jahrhunderte wertvolle Bauwerke in Schlesien geschaffen. Darüber berichtet das vorliegende Buch, das nicht immer große Kunst zeigen will, sondern die Heimat sprechen läßt, auch die Werke, die vielleicht zunächst schwer, eckig und unbeholfen scheinen, aber nicht aus Armut, sondern aus der Ueberfülle inneren Reichtums. Der Theologe und der Kunsthistoriker, der Architekt und der Kunstgewerbler haben hier (das Buch bietet nach einer wertvollen Einleitung eine große Anzahl gut gelungener Bildaufnahmen) eine reiche Fundgrube für Theorie und Praxis. Mit Recht heißt es in dem Geleitwort: „Und diese Kunst hat einen großen Vorzug. Sie liegt in Stadt und Land

unmittelbar um uns herum. Es bedarf keiner weiten Reisen. Es bedarf nur des Entschlusses, den Schritt aus der Welt des Buches in die vielleicht ganz benachbarte Wirklichkeit zu tun. Dazu möchten die Bilder locken. Soviel Schönheit schläft ganz in der Nähe den Dornröschenschlaf. Du bist daran vorübergeilte, ohne Blick dafür, daß hier ein Königskind schläft. Sei der Prinz, der das Dornröschchen aus dem Schläfe weckt und sie als Braut heimführt zu immer neuen Freuden“.

Diese warmherzige Mahnung gilt für unser Verhältnis zu allen heimischen Bauwerken.

Albert von Mutius, Eine Jugend vor 100 Jahren.

Briefe und Tagebuchblätter von Carl von Mutius. 1806—1819. Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7. 1930. 448 S. Preis geb. 15.— M, in Ganzleinen geb. 16.— M.

Gerade die Zeit nach Preußens Zusammenbruch i. J. 1806 zeigt viele Parallelen mit heute und ihr Studium ist für uns besonders nützlich. Das vorliegende Buch schildert Preußens Niedergang und Wiederaufstieg vor 100 Jahren; in ihm pulsiert aber auch ein schönes Stück Jugend überhaupt. Völlig anspruchslos und ohne literarische Absicht niedergeschrieben, sind diese Briefe lebendig, ganz ursprünglich und ein Stück gelebte Geschichte, die von Anfang bis zum Schluß fesselt und sich stellenweise zu wahrhaftiger poetischer Gestaltung steigert. Die Familie Mutius ist schlesisch durch und durch, und das Buch verdient deshalb auch unsere heimatlidhe Anteilnahme.

Hans Christoph Raergel: „Ein Mann stellt sich dem Schicksal“.

(Verlag Eugen Diederichs-Jena 1929).

In seinem Andreas Thomale zeichnet Hans Christoph Raergel einen Menschen, den die Unerbittlichkeit des Schicksals und das Erleben seiner und anderer Leiden wachsen und wissend macht. Wir sehen ihn, die Hauptfigur des Romans, in einen äußerst lebendigen Kreis kleiner Menschen und Verhältnisse gestellt. Konzen-

triert in einem verrufenen Haus. Dampfrischen-
des „Miljö“. Neben der Tragik, die alles um-
lauert, viel Enge, Torheit und dörflische Klatsch-
sucht. Der weitere Rahmen der oft dramatisch
gesteigerten Handlung ist die heimische Indus-
trie. Gefahr von außenher. Der Boden ist
unterhöhlt. Ein Haus geht zu Bruche. Andere
sind gefährdet. Der Schatten herannahenden
Unheils wirkt wie eine gespenstische Kulisse.

Außer dem Grubenassistenten Thomale und
seiner Frau Mathilde, die dem Wahnsinn ver-
fällt, tritt eine Reihe originaler Menschen auf:
Die Manjock-Hexe, Thomales Freund („Der
Berliner“), ein Postvorsteher, ein Zahnheilkun-
diger, der Viehhändler Grunsel, der sich auf-
hängt, nachdem ihm mit seinem Gelde die Seele
aus dem Leib gespielt wird. In dieser Ver-
bindung muß gesagt werden, daß die Spieler-
Szene eine der besten ist. Übertroffen wird sie
nur noch durch das Kapitel „Das letzte Lachen“.
Einzigartig, wie sich der alte Hirsemann ins
Jenseits hinüberlacht.

Auf ungewöhnliche Weise deutet in diesem
Roman sein Verfasser die große Wahrheit an,
die Gott ausmacht. Das tut er aber mehr
durch das, was geschieht, als durch die häufige
Fragestellung nach dem Unerklärlichen. Immer
wieder stellt er Gott zur Diskussion, und das
schwächt etwas ab. Nicht weniger überzeugend
bleiben deshalb seine Gestaltungen und die de-
mütig inbrünstige Art, mit der er seinen Hel-
den das Schicksal erkennen und sich ihm drein-
geben läßt.

H. Niekraviež.

Hilde Maria Kraus: „Arztinnen“.

Eine Erzählung. (Bergstadt-Verlag, Breslau.)

Eine schwüle Atmosphäre von Schmerzgestöhn
und Karbolgeruch weht aus dem Buch und

wirkt bedrückend und anziehend zugleich. Ort
der Handlung ist ein Kreiskrankenhaus im
neuen Rußland.

Die Erzählung spiegelt die Tragödie eines groß-
angelegten Charakters wider, einer Frau, die
in der Welle selbstgeförderten Hasses unter den
Händen des einzigen Menschen, der sie liebt,
sterben muß.

Eine wertvolle Arbeit. Die Dichterin hat
Sprachgefühl, beobachtet scharf und weiß zu
formen.

Hans Niekraviež.

Dr. Rudolf Allers, Das Werden der sitt-
lichen Person. Wesen und Erziehung
des Charakters

Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1920,
316 S., Preis geb. 6.20 M., in Leinwand
geb. 8.— M.

Diese Arbeit dürfte dem praktischen Pädogo-
gen, dem Psychologen, dem Seelenarzt und
Seelsorger viel zu sagen haben und darüber
hinaus auch der Anteilnahme weitester Kreise,
denen das Wesen des Menschen irgendwie zum
Problem geworden ist, sicher sein.

Nach einer klaren Auseinandersetzung über das
Wesen des Charakters befaßt sich das Buch
mit durchaus praktischen Fragen der Charak-
tererziehung. Polemik wird dabei nach Mög-
lichkeit vermieden. Das Buch will mehr durch
Aufweis positiver Tatsachen und der sich dar-
aus ableitenden theoretischen Sätze wirken als
durch Kritik fremder Anschauungen. Das un-
ausgesprochene Bestreben geht dahin, überall
die Übereinstimmung der gesicherten Erkenntnisse
neuerer Seelenforschung mit den altüberliefer-
ten Lehren katholischen Denkens aufzuzeigen.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den
Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Oppeln, Eichendorffstr. 14, zu richten.

Scherzino für Glockenspiel und Bläser.

Staccatostudie.

Aus den „Etüden für die Funkkapelle.“

Franz Marszalek gewidmet.

Gerhard Strecke op. 38, Nr. 2.

Anmutigt bewegt

Klavier-
Auszug

p

cresc.

First system of a musical score. It consists of two staves: a treble clef staff on top and a bass clef staff on the bottom. The key signature has one sharp (F#) and the time signature is 7/8. The music features complex rhythmic patterns with many beamed notes. A dynamic marking of *pp* (pianissimo) is present in the middle of the system.

Second system of the musical score. It consists of two staves: a treble clef staff on top and a bass clef staff on the bottom. The key signature has one sharp (F#) and the time signature is 7/8. The music continues with complex rhythmic patterns. Dynamic markings include *mf* (mezzo-forte) at the beginning, *p* (piano) in the middle, and *mf* (mezzo-forte) at the end.

Third system of the musical score. It consists of two staves: a treble clef staff on top and a bass clef staff on the bottom. The key signature has one sharp (F#) and the time signature is 7/8. The music continues with complex rhythmic patterns. Dynamic markings include *f* (forte) in the middle and *ff* (fortissimo) at the end.

Fourth system of the musical score. It consists of two staves: a treble clef staff on top and a bass clef staff on the bottom. The key signature has one sharp (F#) and the time signature is 7/8. The music continues with complex rhythmic patterns. Dynamic markings include *pp* (pianissimo) in the middle. A *rit.* (ritardando) marking is present at the end of the system, indicated by a dashed line.

rit. *a tempo*

The first system of the musical score consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature is one flat (G minor). The tempo marking changes from *rit.* (ritardando) to *a tempo* (a tempo). The music features a complex piano accompaniment with many chords and moving lines. The bass line includes some rhythmic markings like '7' and '2'.

decr. *General-pause* *pp>*

The second system continues the piano accompaniment. It includes a *decr.* (deceleration) marking and a *General-pause* section. The piano part has a fermata over a chord. The upper staff has a fermata over a chord, and the lower staff has a fermata over a chord. The dynamic marking *pp>* (pianissimo) is present. There are some rhythmic markings like '2' and '7'.

The third system shows the piano accompaniment with a fermata over a chord in the bass line. The upper staff continues with chords and moving lines. The key signature remains one flat.

The fourth system features a melodic line in the upper staff and piano accompaniment in the lower staff. The piano part has a fermata over a chord. The upper staff has a melodic line with a fermata. The key signature remains one flat.

Die Bettelmusikanten.

Text: Ernst Schenke.

Musik: Karl Sczuka.

Nicht zu rasch.

mf

p

f

f

Tra - ra, jitz sein mer wie - der doo, wir Bat-tel-mu-si-kan-ta, Nun griss mer euch voo
 Mer warn euch jitz was Schie - nes spieln, zu eu - rer grus-sa Free-de, Ihr sultt euch wie eim
 Nu labt ock oll - e schien ge - sund, und lusst euch nich ver-drie-ssa Ihr Leu - te, doas mer

Her - za o, ihr Frein-de und Be-kann-ta, Is werd euch wullt nich viel ver-schloan, tra - rie, tra - rie, tra -
 Him - mel fühl'n, und boar von al-lem Lee - de. Und wullt err ins a Bieh - ma gahn, tra - rie, tra - rie, tra -
 halt jitz - und, schunt wie - der ree-sa müs - sa. Die Welt is gruss, die Welt is weit, tra - rie, tra - rie, tra -

ra! Doaß mer zer-riss - ne Hoa - sa troan, ha - ha, ha - ha, ha - ha!
 ra! Doo warn mer ernt nich sau - er sahn, ha - ha, ha - ha, ha - ha!
 ra! Zum Aus - ruhn is eim Win - ter Zeit, ha - ha, ha - ha, ha - ha!

1 *p*

2. Mer ha!

2 *p* *Ruhiger Ländler*

mp *mf*

p

First system of a piano score. It consists of a grand staff with a treble clef on the upper staff and a bass clef on the lower staff. The key signature has one flat (B-flat). The music features a melodic line in the treble and a harmonic accompaniment in the bass. A dynamic marking of *mp* (mezzo-piano) is present in the final measure of the system.

Second system of the piano score. It continues the melodic and harmonic material from the first system. The treble staff has a more active melodic line with some slurs, while the bass staff provides a steady accompaniment.

Third system of the piano score. It includes a section with a 3/4 time signature. The treble staff has a melodic line with a triplet of eighth notes marked *Allegro*. The bass staff has a rhythmic accompaniment. A dynamic marking of *mf* (mezzo-forte) is present. The system concludes with a change to a 2/4 time signature.

Fourth system of the piano score. It continues the melodic and harmonic material. The treble staff has a melodic line with slurs, and the bass staff has a rhythmic accompaniment. A dynamic marking of *p* (piano) is present in the final measure of the system.

Fifth system of the piano score. It continues the melodic and harmonic material. The treble staff has a melodic line with slurs, and the bass staff has a rhythmic accompaniment. The system concludes with a double bar line.

KOLYNOS

ZAHN-PASTA



reicht doppelt so lange,
ist also nicht teurer,
aber besser.

Nichts Überflüssiges füllt
die Tube.

KOLYNOS verwenden
ist ein Genuß und dabei
wirkliche Sparsamkeit!

Originaltube mit
Spring-Verschuß
RM. 2.—

Gutschein

Erbitte kostenlos 1 Tube KOLYNOS

ALLEIN-HERSTELLER
FÜR DEUTSCHLAND:
CURTA & CO. G.M.B.H.
BERLIN-NEUKÖLLN

HANSABANK OBERSCHLESIE N

AKTIENGESELLSCHAFT BEUTHEN O/S.

ZWEIGSTELLEN

GLEIWITZ
HINDENBURG
KREUZBURG
OPPELN
ROSENBERG

DEPOSITENKASSEN

LANDSBERG
MIKULTSCHÜTZ
PITSCHEN

AUSFÜHRUNG

SÄMTL. BANKMÄSSIGEN GESCHÄFTE
ZU VORTEILHAFTEN BEDINGUNGEN

D R O G E N H A U S ADOLF SCHREIER GROSSSTREHLITZ OBERSCHL.

GEGRÜNDET 1878

ERSTE UND GRÖSSTE FACHDROGERIE
PARFÜMERIE UND PHOTOHANDLUNG

En gros

SCHLIESSFACH 49

POSTSCHECKKONTO

BRESLAU 14982

En detail

TELEFON 109

DROGEN
ÖLE
FARBEN
LACKE

TECHNISCHE ARTIKEL
FÜR INDUSTRIE
UND LANDWIRTSCHAFT

CHEMIKALIEN
VERBANDSMITTEL
PARFÜMERIEN
PHOTO-BEDARF

SPEZIALITÄT: FUSSBODENÖLE

Sardh Schilgen, S. J., hat sein hochbedeutungsvolles Buch „*Um die Reinheit der Jugend*“, vollständig umgearbeitet. Es enthält jetzt als wichtigste Neuerung den Abschnitt:

SOS-Rufe der Jugend

mit 220 Geständnissen von Jugendlichen, die einen erschütternden Einblick in die seelische Not der Jugend gewähren. Das Material, das der Verfasser mit den Geständnissen bietet, ist wohl **einzigartig auf der Welt**. Er läßt einen Blick tun in die Jugendseele, wie man ihn sonst nie bekommt.

Von Schilgen sind bis jetzt im Verlage L. Schwann erschienen:

Um die Reinheit der Jugend.

Ein Buch über die *Erziehung zur Keuschheit für Eltern, Seelsorger und Erzieher*. Der Preis des Buches mit 8 Hefchen als Anhang ist kartoniert Mark 3.50, in Ballontainen gebunden Mark 4.80. 4. Auflage. 16.—19. Tausend. — Die 8 Hefchen kosten separat Mark 0.80.

Gekürzte Volksausgabe.

64 S. und 8 Hefchen (ungekürzt) zusammen in einer Mappe Mk. 2.—, ab 11 Exempl. je Mk. 1.80.

Du und Sie.

Des Jungmanns Stellung zum Mädchen.

Einfache Ausgabe (elegant kartoniert) Mark 2.40, in Ganzleinen gebunden auf feinstem Papier Mark 4.—. 6. Auflage. 46. bis 50. Tausend.

Du und Er.

Des Mädchens Stellung zum Jungmann.

Elegant kartoniert Mark 3.20, in Ganzleinen gebunden Mark 4.60. 3. Auflage. 23.—27. Tausend.

Verlag L. Schwann, Düsseldorf, Charlottenstraße Nr. 80—86

Alfons Hayduk und Anton Hellmann

„Der Heilige Berg“

Ein G. Annabergbüchlein

Preis in farbigem Umschlag nur 90 Pf.

Aus dem Inhalt: *Heiligtum des Volkes — Wallfahrt — Ein Wallfahrtstag auf dem Annaberg — Sankt Annen-Legende — Über die Ströme der Zeit — Die Historie vom Annaberge — Heldengräber am St. Annaberge — Wie kamen die braunen Brüder auf den Annaberg? — Mariensegen — Der Einsiedler vom Annaberg — Hochwürden trägt Steine — Der Spuk auf dem Annaberge — Das schlafende Heer — Du heiliger Berg*

Diese Schrift sollte in keinem oberschlesischen Hause fehlen.

Die „Kreuzburger Nachrichten“ schreiben: „Zwei Verusene, der bekannte Heimatdichter Alfons Hayduk und Anton Hellmann, der als vorzüglichster Kenner des Annaberges gilt, haben das Büchlein geschrieben, dessen gelungene Beiträge in Vers und Prosa ein vielfarbiges Mosaik des Heiligen Berges ergeben. Historie und Sage, fromme Legende und Spuk, zarte Stimmungen, belehrende Schilderung, heimatseitiges Dichterlob — dies alles umrankt dornröschenschön den romantisch-verträumten Gipfel und will den Leser mitschwingen machen wie der helle Sonntagsmorgenklang der Klostersglocken, die weithin übers oberschlesische Land tönen. Solch ein heimatverbundenes Büchlein bedarf wirklich keiner besonderen Empfehlung. Es gehört in jedes lesetrohe Haus, in jede Schule, in jede Bibliothek, denn es ist ein rechtes Volksbüchlein, das jeden beschenkt mit dem Segen des Heimatberges, sei er jung oder alt, arm oder reich

Priebatsch's Buchhandlung, Dppeln u. Breslau.

„Ostland“

Monatsschrift vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

V. Jahrgang

Das „Ostland“ macht sich zur Aufgabe, sämtliche Deutschen der Minderheitsgebiete im Osten geistig zu vereinen in der Idee des Großdeutschtums. Es erscheint in Hermannstadt, dem geistigen Mittelpunkt der Siebenbürger Sachsen und stützt sich auf die hervorragendsten Kräfte des Deutschthums in Rumänien, im Baltikum, Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien.

Herausgeber Dr. Richard Csaki. — Schriftleiter Dr. Walther Schreiber.

Bezugsbedingungen: „Ostland“ erscheint am 1. eines jeden Monats und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag, Hermannstadt, Rumänien. — Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich 15 Schillinge. — Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postverwand. — Zahlungen sind zu leisten im Voraus auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkasse, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A.-G., Berlin W. 9, Köthenerstraße 40—41, oder an Postcheck-Konto Berlin NW. 1563—68.

NATUR-WEINE

NIERSTEINER
von 80 Pfg. an,

sowie alle verwandten
Getränke sehr billig

Fordern Sie Preisliste!
Vertreter gesucht!

WEINGUT

ALBERT NAAB
NIERSTEIN a. Rh.

Weltberühmter Weinbauort!

Viele Tausend neue

Kaffee-Säcke

aus starkem Handtuchstoff, weiß mit rot. Rand,
ganz billig, ungenäht und ohne jeden Aufdruck.
Jeder Kaffeesack enthält zwei gute brauchbare

Handtücher

Preis per Sack 68 Pf.

(1 Sack = 2 Handtücher)

Direkt an Private ohne jed. verteuern. Zwischenhandel. Lieferung von 30 Stück an per Nachnahme franko. Geld zurück bei Nichtgefallen.

Clemens Heile, Bremen

Fedelhören 38

Lieferung nicht unter 10 Säcken



Erdmann Raabe · Oppeln
Graphische Kunstanstalt

Buchdruck · Steindruck · Lithographie · Buchbinderei · Alle vor-
kommenden Arbeiten prompt u. preiswert · Verkauf aller Papiere
Bürobedarf · Büromöbel · Photographischer Bedarf



OBERSCHLESIER!

DIE EINZIGE FUNKZEITSCHRIFT,
DIE EURE INTERESSEN BEIM SCHLE-
SISCHEN RUND FUNK SACHLICH UND
ZIELBEWUSST VERTRITT, IST DIE

**OSTDEUTSCHE
ILLUSTRIERTE
FUNK WOCHE**

HERAUSGEBER FRITZ ERNST BETTAUER / IM STRASSEN- UND BUCHHANDEL ÜBERALL ZU HABEN

Kaffee aus Hamburg

täglich frisch gebrannt

Mexico-Santos	Pfd. <i>M</i>	2.30
Guatemala-Spezial	" "	2.60
Hotel-Mischung	" "	2.80
Die beste Sorte	" "	3.—
Riesenbohnen-Mischung	" "	3.30

Lieferung gegen Nachnahme von 2 Pfund an, zuzüglich 60 Pfg. für Porto und Verpackung, oder von 4 Pfd. an franko — Verpackung frei.

Adolf R. Albers
HAMBURG 5
Kirchenallee 43

H A M B U R G

bietet Ihnen durch uns

billige Handtücher

(Kaffeetaschen)

hervorragende Qualität, weiß mit rotem Rand, neu vom Stück, ungenäht, fehlerfrei, zum Preise von

nur 36 Pfg. per Stck.

Versand an Private, Behörden und Industrie, von 20 Stück an gegen Nachnahme. Ab 50 Stück porto- und verpackungsfrei.

Garantie: Rücknahme.

**Hanseatischer
Kaffee-Versand
H a m b u r g 30**

DIE PROGRAMME

der Schlesischen Sender werden
reichhaltig
illustriert und erläutert in der

SCHLESISCHEN FUNKSTUNDE

dem einzigen offiziellen Organ
der Schlesischen Funkstunde A. G.

SCHLESISCHER FUNKVERLAG G.M.B.H.
BRESLAU 18 IM SENDEHAUS

Röhrengerätebesitzer lesen
Ausgabe B
mit genauem Europaprogramm

**DIE GEDIEGENE
GESCHÄFTSWELT
GIBT IHRE
ANZEIGEN DEM**

OBERSCHLESIER

**MAN VERLANGE
DEN
ANZEIGENTARIF**



Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur



TELEFUNKEN -

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.

Fernruf: 37089 und 32945.

Reklame-

*Klischees in allen Techniken,
Entwürfe, Photographien fertigt*

Schönhals

*Klischeefabrik Breslau 1
Reuthestr. 51, Telefon 56844*

